

Hochschule für Soziale Arbeit HSA
Fachhochschule für Soziale Arbeit FHNW
Bachelor-Studium in Sozialer Arbeit, Olten

Macht- und Differenzverhältnisse in der Sozialen Arbeit – Ein reflexiver Umgang mit Differenzen aus intersektionaler Perspektive

Bachelor Thesis

Verfasserin: Nicole Stettler
Matrikelnummer: 16-650-525

Eingereicht bei: Dr. des. Angela Rein
Olten, Juni 2019

Abstract

Das Verhältnis von Sozialer Arbeit und Differenzen stellt ein von Ambivalenzen geprägtes Spannungsfeld dar, in dem sich Professionelle der Sozialen Arbeit bewegen. In der vorliegenden Arbeit wird betrachtet, in welcher Weise Professionelle der Sozialen Arbeit an der Erzeugung und Aufrechterhaltung von Differenzverhältnissen beteiligt sind. Über konstruierte Differenzkategorien wie beispielsweise Klasse, Geschlecht und 'Rasse' werden gesellschaftliche Ausschlüsse erzeugt und aufrechterhalten. Mit einer intersektionalen Mehrebenenanalyse nach Winker und Degele (2009) werden die Differenzkategorien Klasse, Geschlecht und 'Rasse' auf ihre Wechselwirkungen und machtvollen Effekte untersucht. Schliesslich wird aufgezeigt, was eine intersektionale Perspektive zu einem reflexiven Umgang mit Differenzen in der Sozialen Arbeit beitragen kann.

Inhaltsverzeichnis

1	EINLEITUNG.....	4
2	UMGANG MIT DIFFERENZEN IN DER SOZIALEN ARBEIT	8
2.1	Anerkennung von Differenzen.....	9
2.2	Performative Erzeugung von Differenzen.....	10
2.3	Dekonstruktion von Differenzen	12
2.4	Intersektionale Perspektive auf Differenzen.....	13
2.4.1	Geschichtliche Entstehung von Intersektionalität.....	14
2.4.2	Aktuelle Debatten um Intersektionalität	15
2.4.3	Kategorien und Ebenen	16
2.4.4	Analyserahmen	19
3	INTERSEKTIONALE MEHREBENENANALYSE DER DIFFERENZVERHÄLTNISSE.....	20
3.1	Ebene der gesellschaftlichen Strukturen	20
3.1.1	Strukturkategorie Klasse.....	20
3.1.2	Strukturkategorie Geschlecht.....	21
3.1.3	Strukturkategorie 'Rasse'	23
3.2	Ebene der symbolischen Repräsentationen	25
3.2.1	Produktivität der Diskurse.....	25
3.2.2	Klassifikation und Kategorisierung	26
3.2.3	Konstruktion von Klasse	27
3.2.4	Konstruktion von Geschlecht	28
3.2.5	Konstruktion von 'Rasse'	30
3.3	Ebene der Identitätskonstruktionen.....	32
3.3.1	Doing difference	33
3.3.2	Identitätskonstruktion als diskursive und performative Praxis	33
4	BEITRAG EINER INTERSEKTIONALEN PERSPEKTIVE FÜR DIE SOZIALE ARBEIT	36
4.1	Intersektionalität als dekonstruktive Haltung	36
4.1.1	Ebene der gesellschaftlichen Strukturen	37
4.1.2	Ebene der symbolischen Repräsentationen	38
4.1.3	Ebene der Identitätskonstruktionen.....	38
4.2	Intersektionalität als Selbstreflexion	39
4.2.1	Ebene der gesellschaftlichen Strukturen	40
4.2.2	Ebene der symbolischen Repräsentationen	40
4.2.3	Ebene der Identitätskonstruktionen.....	40
4.3	Intersektionalität als Autokritik	41
4.3.1	Kontra-intuitives Handeln.....	41
4.3.2	Kontra-punktisches Lesen	42
4.4	Intersektionalität als Reflexion über Differenzkategorien	42
4.4.1	Anti-kategoriale Zugangsweise	42
4.4.2	Intra-kategoriale Zugangsweise	43
4.4.3	Inter-kategoriale Zugangsweise	43
5	SCHLUSSBETRACHTUNG.....	44
6	LITERATUR.....	46
7	EHRENWÖRTLICHE ERKLÄRUNG	54

1 EINLEITUNG

Soziale Ungleichheit und Differenzverhältnisse stellen seit dem 19. Jahrhundert zentrale Themenfelder in der Sozialen Arbeit dar. Die Thematisierung von Differenzen in Form von Armut, Normabweichung und Desintegration hat die institutionelle Etablierung dafür beschleunigt. (vgl. Maurer 2001, 137). Potenzielle Adressat_innen der Sozialen Arbeit sind also diejenigen Personen, deren Verhalten als different (anders) kategorisierbar ist. Die daraus erfolgende Bezeichnung von Andersheit macht die Zuweisung von Personen in spezifische wohlfahrtsstaatliche Organisationen überhaupt erst möglich. Dieser Zusammenhang verweist auf ein konstitutives Dilemma Sozialer Arbeit (vgl. Kessl/Plösser 2010, 8). Als professionelle Instanz zur Bearbeitung von Differenzen und Andersheit kann Soziale Arbeit Personen darin unterstützen, in Bezug zur Gesamtbevölkerung weniger anders zu sein. Diese Form der Bearbeitung erweist sich aber im selben Moment auch immer als Normalisierungsmacht. Indem Soziale Arbeit die *Anderen* an den bestehenden Normen misst, (re-)produziert sie ihre Adressat_innen durch ihre fachliche Fallmarkierung als *Andere* (vgl. Maurer 2001, 125).

Soziale Arbeit ist folglich nie ganz von Prozessen der Differenzierung, Normalisierung und Normierung zu trennen, auch wenn sie sich zum Ziel setzt, zu mehr sozialer Gerechtigkeit beizutragen, sowie die Teilhabemöglichkeiten von Adressat_innen zu erhöhen (vgl. Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005, 251). Obwohl bei Professionellen der Sozialen Arbeit inzwischen ein Bewusstsein für eine Vielfalt an Lebenslagen und für gesellschaftliche Ungleichheitsverhältnisse vorhanden ist, gestaltet sich der Umgang damit nach wie vor ambivalent und bleibt oft in vorherrschenden Machtverhältnissen gefangen (vgl. Riegel 2014, 183). Einerseits besteht somit die Gefahr, dass Professionelle der Sozialen Arbeit an der Herstellung und Aufrechterhaltung von vorherrschenden Differenzordnungen mitwirken und damit zur (Re-)Produktion von gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen, Ein- und Ausgrenzungen beitragen (vgl. Plösser 2010, 218). Andererseits wird beispielsweise in der genderbezogenen Arbeit durch die Anerkennung von Differenzen auch eine wichtige Voraussetzung geschaffen, damit strukturelle Ungleichheiten und daraus entstehende Diskriminierungen und Benachteiligungen sichtbar werden. Eine solche differenzbezogene Perspektive kann jedoch wiederum eine Naturalisierung¹ oder eine verallgemeinernde stereotype Reduktion von Differenzordnungen zur Folge haben, die zu

¹ Naturalisierung bedeutet, dass soziale Differenzkategorien wie Geschlecht oder 'Rasse' als natürlich erscheinen sollen (vgl. Degele, 2008, 11).

vergeschlechtlichten, rassifizierten, körperbezogenen, usw. Zuschreibungen von Adressat_innen führen kann (vgl. Riegel 2014, 187).

Zuschreibungen zeigen sich in der Sozialen Arbeit nicht nur in der Interaktion mit Adressat_innen, sondern in verschiedenen Praktiken des professionellen Handelns, wie insbesondere beim Sprechen über Adressat_innen. Hier mischen sich fachlich-professionelle Diskurse mit Alltagstheorien und gesellschaftlich vorherrschenden Diskursen (vgl. Lamp 2010, 207). Diskurse sind privilegierte Orte der Konstruktion von sozialer Wirklichkeit, denen eine grosse Macht innewohnt (vgl. Villa 2003, 158). Professionelles Beschreiben der Adressat_innen anhand von Beispielen oder Bildern geht oft mit einer bestimmten normativen Vorstellung oder mit selbstverständlichen Grenzziehungen der Professionellen einher. Auf subtile und normalisierende Weise können Professionelle so zu Diskriminierung und Ausgrenzung beitragen (vgl. Lamp 2010, 209). Solche professionellen Praktiken sind in organisationalen Routinen und Abläufen verankert. Mit ihren ein- und ausgrenzenden, sowie auf- und abwertenden Effekten sind sie folgenreich, unabhängig davon, ob diese von den Professionellen bewusst so beabsichtigt waren oder nicht (vgl. Plösser 2010, 225).

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen steht in der vorliegenden Arbeit die folgende Hauptfrage mit zwei Unterfragen im Zentrum:

Was kann eine intersektionale Perspektive zu einem reflexiven Umgang mit Differenzverhältnissen in der Sozialen Arbeit beitragen?

Wie sind Professionelle der Sozialen Arbeit an Differenzierungsprozessen beteiligt?

Wie lassen sich Differenzverhältnisse intersektional analysieren?

Am Schluss der Einleitung wird die Begriffsverwendung dieser Arbeit erläutert und die Schreibweise definiert.

Im ersten Teil der vorliegenden Arbeit (Kapitel 2) werden verschiedene Umgangsformen mit Differenzen in der Sozialen Arbeit aufgezeigt. Es wird zuerst eine differenzbezogene Perspektive ausgeführt, danach werden die konstitutiv verorteten Differenzierungspraktiken der Professionellen der Sozialen Arbeit betrachtet. Von Interesse ist dabei, in welcher Art und Weise in professionellen Diskursen Differenzen konstruiert und dekonstruiert werden. Die Beteiligung der Professionellen an Differenzierungsprozessen soll sichtbar gemacht werden. Dafür bedarf es nebst Wissen über Praktiken, die soziale Ein- und Ausschlüsse herstellen und aufrechterhalten, auch einer Perspektive auf Differenzen, die auf das

Zusammenwirken unterschiedlicher Differenzkategorien fokussiert und somit auf die Verwobenheit von Differenzverhältnissen aufmerksam macht. Intersektionalität stellt dafür ein Instrumentarium zur Verfügung, welches im Anschluss daran theoretisch vorgestellt und diskutiert wird.

Im zweiten Teil der Arbeit (Kapitel 3) sollen verschiedene sozial konstruierte Differenzkategorien nicht isoliert voneinander, sondern in Anlehnung an die intersektionale Mehrebenenanalyse nach Winker und Degele (2009) in ihrem Zusammenwirken mit den Untersuchungsebenen und ihren Effekten auf damit verbundene Ungleichheitsverhältnisse betrachtet werden (vgl. Riegel 2012a, 41).

Schliesslich wird im dritten Teil (Kapitel 4) das Potenzial einer intersektionalen Perspektive für die Praxis der Sozialen Arbeit beleuchtet. Im Zentrum steht dabei, was eine intersektionale Perspektive zu einem reflexiven Umgang mit Differenzverhältnissen beitragen kann.

Abgerundet wird die Arbeit von einer Schlussbetrachtung (Kapitel 5).

Vorbemerkung zur Verwendung von Begriffen und Erläuterung zur Schreibweise

Die vorliegende Arbeit befasst sich mit der Verwobenheit Professioneller der Sozialen Arbeit in Differenzierungsprozesse und der damit einhergehenden Herstellung und Erhaltung von Ungleichheits- und Dominanzverhältnissen. Dabei soll der Blick auf die diskursive Praxis der Differenzierungen gerichtet werden. So bedarf es einer Sensibilität gegenüber sprachlichen Verwendungen. Sprache wird in diesem Zusammenhang als eine Praxis verstanden, die als Sprachhandlungsfähigkeit aktiv gestaltet werden kann. Darum werden an dieser Stelle einige sprachliche Verwendungen erläutert.

In dieser Arbeit werden Klasse, Geschlecht und 'Rasse' als zentrale Differenzkategorien in der gegenwärtig bestehenden kapitalistisch strukturierten Gesellschaft ausgewiesen. Die Verwendung des Begriffs 'Rasse' ist in der Debatte um Intersektionalität durch den historischen Kontext mit dem Holocaust tabuisiert (vgl. Winker/Degele 2009, 47). Trotzdem halten Winker und Degele am Begriff der 'Rasse' fest, um rassistische Diskriminierung zu analysieren, ohne sie durch weniger verfängliche Begriffe wie Ethnie oder kulturelle Identität zu verschleiern oder gar salonfähig zu machen (vgl. ebd.). Der Begriff 'Rasse' wird folgend in halbe Anführungszeichen gesetzt, um den Konstruktionsgehalt der Kategorie als auch den problematischen Rekus auf die Kategorie zu berücksichtigen. Weiter werden die

Kategorien Geschlecht und Klasse als sozial wirksame Konstruktionen und als gesellschaftlich produziert verstanden.

Die Auseinandersetzung mit rassistischen Dominanzverhältnissen und unsichtbaren *weissen* Privilegien ist beim Ursprung des intersektionalen Ansatzes zentral. Die Bezeichnungen Schwarz und People of Color gelten als politische Begriffe des Empowerments und der Selbstermächtigung rassifizierter Personengruppen. *Weiss* ist im Gegensatz dazu die Benennung einer privilegierten Positionierung. Die analytische Benennung der privilegierten Positionierung einerseits und die kritische Benennung der diskriminierten Positionierung andererseits liegen als Sprachformen auf verschiedenen Ebenen. Zur Verdeutlichung werden *weiss* klein und kursiv, Schwarz gross und nicht-kursiv geschrieben.

Wenn in dieser Arbeit von Männern oder Frauen, männlichen Jugendlichen, usw. die Rede ist, werden dabei geschlechtsspezifische Ungleichheitsverhältnisse anerkannt und sichtbar gemacht. Geschlecht wird in dem Zusammenhang oft als Masterkategorie bezeichnet und gilt deshalb als wirksame Differenzkategorie. Geschlecht, Zweigeschlechtlichkeit und Heteronormativität werden dabei als konstruiert verstanden. In der vorliegenden Arbeit wird die *gender gap*-Schreibweise in Form des statischen Unterstrichs verwendet, um sprachlich die Konstruktion einer Zweigeschlechtlichkeit zu überwinden und Geschlechteridentitäten auch abseits des hegemonialen Zweigeschlechtersystems abzubilden. Durch den Zwischenraum soll ein Hinweis auf diejenigen Menschen gemacht werden, die nicht in eine binäre Geschlechtsidentität hineinpassen (wollen).

Im Bewusstsein über die Wirkungsmacht der Sprache sollen Begriffe sensibel und reflektiert verwendet werden. Hierarchisierungen, Zuschreibungen, Homogenisierungen und Vereinheitlichungen sollen ebenso kritisch betrachtet werden wie die eigene Sprecher_inposition. Rassismen, Sexismen und Klassismen sollen durch Sprache nicht (re-)produziert werden.

2 UMGANG MIT DIFFERENZEN IN DER SOZIALEN ARBEIT

Soziale Arbeit hat handlungspraktisch, theoretisch und empirisch mit sozialer Ungleichheit zu tun, die entlang von Differenzkategorien wie Klasse, Geschlecht und 'Rasse' hergestellt und aufrechterhalten wird (vgl. Heite/Vorrink 2013, 237). Sie formuliert ihr eigenes Selbstverständnis als professionelle Identität so, zu mehr sozialer Gerechtigkeit beizutragen und die Teilhabemöglichkeiten von Adressat_innen zu erhöhen (vgl. Böhnisch/Schröer/Thiersch 2005, 251). Dabei geht sie zugleich von einem Hilfebedarf von Adressat_innen aus, den es zu bewältigen gilt. Professionelle der Sozialen Arbeit müssen zuerst differenzieren und entscheiden, welche Personen welche Unterstützungsleistung erhalten. Mit binären Kategorisierungen wie krank/gesund, Einheimische/Fremde, Frauen/Männer, Opfer/Täter, usw. werden dabei wirkmächtige Differenzen gezogen (vgl. Plösser 2010, 221). Weiter muss der Bedarf an Unterstützungsleistung durch differenzielle Begründungsdiskurse legitimiert werden (vgl. Mecheril/Melter 2010, 124). Diese Legitimation stellt schliesslich die Finanzierung und Anerkennung der Leistung sicher. Die Praxis des Differenzierens kann als nicht vermeidbare Voraussetzung Sozialer Arbeit gesehen werden (vgl. ebd.,119).

Professionelle der Sozialen Arbeit sind daher in einem Spannungsverhältnis. Zum einen wollen sie die Handlungsfähigkeit der Adressat_innen durch die Problematisierung gesellschaftlicher Ausschlüsse erweitern und soziale Teilhabemöglichkeiten erhöhen. Zum anderen gilt Soziale Arbeit als Instanz, die an der Herstellung und Bestätigung von vorherrschenden Normalitätsvorstellungen, Differenzordnungen und Grenzziehungen mitwirkt und damit zur (Re-)Produktion von gesellschaftlichen Ungleichheitsverhältnissen beiträgt (vgl. Plösser 2010, 218ff.). Das Verhältnis von Sozialer Arbeit mit Differenzen und den so erzeugten Ein- und Ausschlusspraktiken stellt ein Dilemma dar, in dem sich Professionelle der Sozialen Arbeit konstitutiv bewegen (vgl. Kessi/Plösser 2010, 8).

Im nächsten Kapitel wird die Notwendigkeit aufgezeigt, Differenzen anzuerkennen, um Ungleichheit zu benennen.

2.1 Anerkennung von Differenzen

Die Anerkennung von Differenzen in der feministischen Frauen- und kritischen Männerberatung führte zu einer machtkritischen Weiterentwicklung von Beratungsleistungen (vgl. Plösser 2005, 197ff.). Ursachen sozialer Problemlagen wurden geschlechtsspezifisch differenziert, und Beratungsansätze wurden in Bezug auf unterschiedliche Bewältigungsformen angepasst. In einer differenzbezogenen Beratung bildete sowohl das Wissen um geschlechtsspezifische Handlungsweisen wie auch das Wissen um strukturelle Benachteiligung und Diskriminierung einen wichtigen Bezugsrahmen (vgl. ebd., 200). Dieser differenzbezogene Umgang und die Anerkennung von Menschen in ihren unterschiedlichen gesellschaftlichen Identitäten als Frauen, Männer, Menschen mit Behinderung, Migrant_innen, LGBTIQ*² usw., ermöglicht eine Entindividualisierung von Problemlagen (vgl. ebd., 205). Eine Gefahr liegt dabei aber in einer Gleichsetzung von Differenzen, die einer Entproblematisierung gleichkommt: «all different, all equal» - wir sind alle gleich unterschiedlich (vgl. Lutz/Wenning 2001, 14).

Einerseits erweist sich die Anerkennung von Differenzen also als notwendige Voraussetzung für das Sichtbarmachen von differenzbedingter Benachteiligung. Auf der anderen Seite werden dadurch Normierungen und Andersheiten auch erst (re-)produziert. Professionelle der Sozialen Arbeit haben eine machtvoll normative Wirkung in Bezug auf Differenzen und sind an Prozessen beteiligt, die soziale Ungleichheit herstellen und erhalten (vgl. Plösser 2010, 219ff.).

Als Gegenpol zur Anerkennung von Differenzen erweist sich die Nicht-Beachtung von Differenzen als wenig überzeugend im Umgang mit sozialer Ungleichheit. Dadurch werden Differenzverhältnisse als unveränderliche und natürliche Ursachen von sozialen Problemen bestätigt (vgl. ebd., 227). Zudem werden auch Normen vernachlässigt, die eine Benachteiligung überhaupt erst mit bedingen. Mit einer *differenzblinden* Herangehensweise droht auch aus dem Blick zu geraten, welche normierenden, homogenisierenden und ausschliessenden Effekte durch Professionelle der Sozialen Arbeit praktiziert werden (vgl. ebd.).

² LGBTIQ*/+ bedeutet lesbisch, gay, bisexuell, trans (transgender, transident), inter (intergeschlechtlich, geschlechtsvariant), queer, */+ aromantisch/asexuell, pansexuell, non-binär, genderfluid, agender (vgl. Herrera Vivar/Rostock/Schirmer/Wagels 2016, 9).

Um aufzuzeigen, welche machtvolle Rolle Professionelle der Sozialen Arbeit in der Praxis des Differenzierens ausüben, wird im nächsten Kapitel die performative Erzeugung von Differenzen beleuchtet.

2.2 Performative Erzeugung von Differenzen

Der Begriff der Performativität wurde erstmals vom Sprachphilosophen John L. Austin 1972 ins Feld geführt. Austin stellte die These auf, dass Sprache etwas tut, nämlich soziale Tatsachen produzieren. Damit verweist Austin auf die Wirksamkeit sprachlicher Handlungen und Diskurse und deren Fähigkeit, soziale Bedeutungen zu erzeugen. Performativität bezeichnet ein Sprechen, das das erstellt, was es bezeichnet, so dass das Gesprochene zur sozialen Tatsache wird und wirklichkeitserzeugend wirkt (vgl. Plösser 2010, 220). Dieses performative Verständnis von Differenzen soll im Folgenden anhand eines Beispiels von Plösser aus der offenen Jugendarbeit in Deutschland erläutert werden (vgl. Plösser 2010, 219ff.).

Um einen Überblick über die täglichen Besuche in einem Jugendzentrum zu erhalten, trugen die dort tätigen Sozialarbeiter_innen ab Ende der 1980er Jahre die Jugendlichen jeweils mit Namen auf einer Liste ein. Diese Praxis sollte einen Überblick über die Anzahl Besucher_innen geben und aussagen, von wem dieses Angebot genutzt wird. Ab Mitte der 1990er Jahre setzte sich angeregt durch feministische Konzepte eine Unterteilung der Jugendlichen in die Kategorien Mädchen und Jungen durch. Dies sollte Aufschluss darüber geben, ob die Angebote den Bedürfnissen und Interessen der Mädchen gerecht werden. Motiviert durch interkulturelle Debatten wurde die Liste Ende der 1990er Jahre durch eine weitere Kategorie ergänzt. Nun wurden die Jugendlichen auch zwischen einheimischen und ausländischen Jungen und Mädchen unterschieden. Anhand folgender Szene soll die Produktion von Differenzen und deren Effekte sichtbar gemacht werden:

Moustafa, ein 16 Jahre alter Jugendlicher einer aus Marokko eingewanderten Familie, betritt grüßend das Jugendzentrum. Der anwesende Sozialarbeitende trägt ihn mit den Worten *Moustafa, männlich, ausländisch* in die betreffenden Spalten der Liste ein. Moustafa zückt darauf seinen deutschen Ausweis und entgegnet grinsend, dass dies falsch eingetragen sei; er sei Deutscher.

Dieses Fallbeispiel macht deutlich, wie soziale Differenzierungen in der alltäglichen Praxis Sozialer Arbeit gemacht werden. Moustafa wird durch den Professionellen der Sozialen Arbeit als männlich und ausländisch eingeordnet und platziert. Gleichzeitig werden damit Differenzen zwischen männlich und weiblich, zwischen einheimisch und ausländisch und

zwischen Adressat_innen der Sozialen Arbeit und Professionellen (re-)produziert. Die festschreibende Kategorisierung Moustafas ist Effekt einer sprachlichen Handlung. Mit Rückgriff auf eine bereits bestehende Differenzordnung wird die Anrede des Jugendlichen konstruiert.

Die US-amerikanische Sprachphilosophin Judith Butler hat die von Austin ausgeführte Performativitätstheorie weiterentwickelt. Gemäss Butler haben sprachliche Äusserungen nämlich deshalb eine Wirkung, weil sie durch unablässige Wiederholungen zu sozialen Normen sedimentiert sind (vgl. Butler 1993a, 123). Das bedeutet, dass die Äusserung *Moustafa, männlich, ausländisch* deshalb wirkungsvoll ist, weil die Sprecher_innen damit eine Kette von Wiederholungen mobilisieren, die sich zu gesellschaftlichen Normen verdichtet hat, nämlich darüber, wie ein männlicher Jugendlicher aussieht oder wie ein ausländischer Jugendlicher aussieht.

In performativen Ansätzen werden also Differenzkategorien wie z. B. männlich, einheimisch, behindert nicht als natürlich gegeben, sondern als *gemacht* angesehen. Differenzen werden somit als *Effekt* der Äusserung und nicht als deren *Ursache* angenommen (vgl. Butler 1997, 311).

Die normative Kraft der Performativität produziert jedoch nicht nur den Effekt, was sich als *sein* qualifiziert, sondern eben auch durch dessen Ausschluss (vgl. ebd., 260). Das heisst, das Machtvolle einer Äusserung zeigt sich nebst der Produktion sozialer Normen auch im Entwurf des absolut *Anderen*. Die performative Erzeugung von Differenz folgt also einer binären Entweder-Oder-Ordnung. Diese beinhaltet eine Denkstruktur, in welcher Menschen entweder männlich oder weiblich, entweder einheimisch oder ausländisch, entweder gesund oder krank, usw. zu sein haben und mit einer ausschliessenden Logik eindeutig zugeordnet werden.

Ein performativer Ansatz zeigt auf, dass jeder Bezug auf Differenzen nebst fixierenden Ein- und Ausschlüssen in eine Kategorie eben auch Differenzierungen innerhalb der differenzierten Kategorie verdeckt, wenn beispielsweise von *männlich* oder *ausländisch* die Rede ist (vgl. Plösser 2010, 230).

Ebenso verdeckt oder ausgeschlossen werden Subjekte, wenn sich aus dem normativen Bereich des Lesbaren/Intelligiblen fallen und so gar nicht wahrgenommen werden (vgl. Butler 1998, 228). Mit Intelligibilität ist bei Butler das gemeint, was als sozial sinnvoll, verstehbar, (über-)lebenstüchtig ist. Das, was intelligibel ist, ist sozial anerkannt, weil es den vorherrschenden Diskursen entspricht (vgl. Villa 2003, 158). Butler verwendet den Begriff in Bezug auf Geschlechter und zielt vor allem darauf ab, das Geschlecht zu entnaturalisieren. Intelligible Geschlechter sind laut Butler solche, die einen zirkulären

Zusammenhang zwischen Geschlechteridentität, Geschlechtskörper und Begehren darstellen. Butler bezeichnet dies als performative Dimension des Geschlechts (vgl. Villa 2003, 59).

Unter einer performativen Perspektive erweisen sich Differenzen als erzeugt und somit auch als veränderlich und fluide und nicht als unüberbrückbar und als natürlich gegeben. Das performative Verständnis von Differenzen macht deutlich, dass Professionelle der Sozialen Arbeit selbst eine machtvolle Praxis der Unterscheidung ausüben, wie z. B. durch Einordnungen, Diagnosen und Markierungen (vgl. Plösser 2010, 230).

Im nächsten Kapitel wird eine dekonstruktive Perspektive im Umgang mit Differenzen vorgestellt.

2.3 Dekonstruktion von Differenzen

Der Begriff der Dekonstruktion ist theoretisch im Feld des Poststrukturalismus³ zu verorten und geht auf den Sprachphilosophen Jacques Derrida (1967) zurück. «Die Dekonstruktionen sind die Bewegungen dessen, was ich die 'Ent-Aneignung' (ex-appropriation) nannte. Wenn man meint, sich etwas wie die Dekonstruktion in der Einzahl angeeignet zu haben oder zu sehen, wie sie angeeignet wird, täuscht man sich apriori, und es handelt sich noch um etwas anderes. Da aber die Dekonstruktion immer 'etwas anderes' ist, ist der Irrtum niemals vollständig oder rein.» (Derrida 1967, 299)

Derrida hat stabile binäre Denkstrukturen grundlegend hinterfragt. So wollte er zum einen die Nicht-Fixierbarkeit von Bedeutungen markieren und zum anderen Verdeckungen sichtbar machen, die durch binäre Denkstrukturen hervorgebracht wurden. Derrida beabsichtigte mit Dekonstruktionen die notwendige Unentschiedenheit von Begriffen durch das Danebensetzen von Ausgeschlossenem zu markieren (vgl. Fegter/Geipel/Horstbrink 2010, 234). Daraus ergibt sich, dass Dekonstruktionen aus zwei aufeinander bezogenen Bewegungen bestehen. Durch das Aufdecken der marginalisierten Position soll mit der Bewegung der *Destruction* der Umsturz des hierarchischen Gefüges von Begriffen erfolgen.

³ Der Begriff Poststrukturalismus bezeichnet unterschiedliche geistes- und sozialwissenschaftliche Ansätze und Methoden, die Ende der 1960er Jahre zuerst in Frankreich entstanden und sich kritisch mit dem Verhältnis von sprachlicher Praxis und sozialer Wirklichkeit auseinandersetzen. Massgeblich ist dabei, dass die Sprache die Realität nicht bloss abbilde, sondern mittels ihrer Kategorien und Unterscheidungen auch herstelle (vgl. Riegel 2016, 28).

Dadurch beanspruchen Dekonstruktionen, die durch Sprache entstandenen Strukturen oder Hierarchien offen zu legen und verschieben zu können. Die darauf bezogene Bewegung der *Konstruktion* will durch das 'Daneben-Setzen' von weiteren Bedeutungen die Entweder-Oder-Begrifflichkeiten problematisieren, indem so Ausgeschlossenes markiert wird (vgl. ebd.).

In Anlehnung an Derrida werden Differenzen um die Semantik des 'Auf-/Verschiebens', also um deren Vorläufigkeit erweitert. Durch scheinbare Eindeutigkeiten, wie klare binäre Strukturen und deren Naturalisierungen wird der vorläufige Charakter von Bezeichnungen und Bezeichnetem verschleiert. Bedeutungen sind aber nur über machtvolle Bedeutungsausschlüsse möglich. Dekonstruktionen können solche Konstruktionen von Wirklichkeit aufdecken (vgl. ebd., 236).

Ein Umgang mit Differenzen aus dekonstruktiver Sicht kann für die Soziale Arbeit als bedeutsame Strategie betrachtet werden. Weil Professionelle der Sozialen Arbeit selber eine machtvolle Rolle des Unterscheidens haben, innerhalb derer sie Ein- und Ausschlüsse und Normen (re-)produzieren, können dekonstruktive Ansätze Professionelle der Sozialen Arbeit dazu motivieren, einen vorsichtigen, reflexiven Umgang mit Differenzkategorien anzustreben (vgl. Plösser 2010, 230).

Um der unterschiedlichen Verschiedenheit Rechnung zu tragen wird im nächsten Kapitel in eine intersektionale Perspektive im Umgang mit Differenzen eingeführt. Diese verbindet vorher beschriebene Ansätze, untersucht jedoch Differenzkategorien auf ihre *gleichzeitige* Wirkung (vgl. Riegel 2012, 2). Eine intersektionale Perspektive dekonstruiert binäre Entweder-Oder-Einteilungen, wie zum Beispiel weiblich/männlich, Schwarz/*weiss*, jung/alt, gesund/krank (vgl. Lutz/Wenning 2001, 14). Eine intersektionale Perspektive geht mit dem Bewusstsein einher, dass keine Form von Unterdrückung jemals für sich alleine steht (vgl. Matsuda 1991, 1189).

2.4 Intersektionale Perspektive auf Differenzen

Intersektionalität gilt gegenwärtig als bedeutsamer Theorie- und Forschungsansatz zur Analyse sozialer Ungleichheiten (vgl. Davis 2010, 55). Spezifisch für die intersektionale Perspektive ist der analytische Blick auf das voneinander abhängige Zusammenwirken verschiedener sozial konstruierter Differenzkategorien und der damit verbundenen Dominanz- und Ungleichheitsverhältnisse (vgl. Walgenbach 2012, 81). Im Mittelpunkt der

intersektionalen Perspektive steht die Analyse der Differenzkategorien in ihren Wechselwirkungen und Überschneidungen miteinander (vgl. Riegel 2012a, 41). Sie hinterfragt dabei selbstverständliche Grenzziehungen und Normalisierungen (vgl. Riegel 2012, 12). Die Trias Klasse, Geschlecht und 'Rasse' gelten in der Ungleichheits-, Geschlechter- und Migrationsforschung immer noch als zentrale Kategorien der Unterdrückung. Seit den 1990er Jahren interessieren neben einer bis anhin additiven Betrachtung von Differenz- und Ungleichheitskategorien zunehmend die Wechselwirkungen zwischen den Kategorien (vgl. Degele 2008, 142).

2.4.1 Geschichtliche Entstehung von Intersektionalität

Als zentraler Entstehungsort der intersektionalen Perspektive gilt die innerfeministische Auseinandersetzung um die Anerkennung von Differenzen in den 1970er und 1980er Jahren. Die Betrachtung von Ungleichheits- und Herrschaftsverhältnissen aufgrund einzelner Differenzkategorien wurde von Vertreter_innen des Black Feminism in Frage gestellt. Die homogenisierende, universalisierende und ausgrenzende Praxis wurde von ihnen problematisiert (vgl. Riegel 2012a, 42). Als Mittelpunkt der Auseinandersetzung galt die Kritik Schwarzer⁴ und anderer rassifizierter Frauen am vorherrschenden *weissen*, bürgerlichen Feminismus. Durch die ausschliessliche Thematisierung von Ungleichheitserfahrungen *weisser* Mittelschichtsfrauen wurden die spezifischen gesellschaftlichen Lagen anderer Frauen ignoriert (vgl. Lutz/Herrera Vivar/Supik 2010, 10). Das viel zitierte «Ain't I A Woman» von der Schwarzen Sklavin Sojourner Truth im 19. Jahrhundert (vgl. Brah/Phoenix 2004, 75f.) weist auf ein zentrales Element und Problem der Intersektionalitätsdebatte hin: Wer gehört aufgrund von welchen Eigenschaften zu unterdrückten sozialen Gruppen (vgl. Winker/Degele 2009, 12)? Soll die Klassenzugehörigkeit oder das Schwarzsein zum Frausein dazugezählt werden, oder ist die Existenz verschiedener Unterdrückungsformen anders zu fassen, nämlich als Verwobenheit in gesellschaftliche Herrschaftsverhältnisse (vgl. ebd.)?

Die amerikanische Juristin Kimberlé Crenshaw brachte den Begriff *Intersectionality* 1989 ins Spiel. Mit *Intersectionality* wollte Crenshaw die Komplexität und Mehrdimensionalität der Erfahrungen Schwarzer Frauen berücksichtigen. Sie führte die Metapher der Strassenkreuzung ein, an der sich Machtwege kreuzen, überlagern und überschneiden (vgl. Degele 2008, 142). Damit wollte sie die sich überkreuzenden

⁴ *Weiss* und *Schwarz* bezeichnen zugeschriebene soziale Positionierungen. Bei beiden Kategorien handelt es sich um ideologische Konstruktionen von Hautfarben (vgl. Eggers 2009, 59f.). Die Critical Whiteness Studies gehen davon aus, dass Rassifizierungsprozesse nicht nur Schwarze Menschen betreffen, sondern thematisieren die *weisse* soziale Position, die mit machtvollen Privilegienstrukturen einhergeht (vgl. Arndt 2009, 25ff.).

Diskriminierungserfahrungen Schwarzer Frauen sichtbar machen. Ausgangspunkt dieser Argumentation ist die Vorstellung, dass Menschen im Schnittpunkt (intersection) mehrerer Kategorien positioniert sind und ihre Identitäten, Loyalitäten und Präferenzen entwickeln (vgl. Crenshaw 1989, 149). Bei ihren juristischen Fallanalysen kam sie zum Schluss, dass amerikanische Antidiskriminierungsgesetze entweder zugunsten Schwarzer Männer oder weisser Frauen operieren. Sie verwies darauf, dass durch die fortwährende Behandlung von Geschlecht oder 'Rasse' als exklusive Kategorien die intersektionalen Diskriminierungserfahrungen von Schwarzen Frauen unsichtbar blieben. Schwarzen Frauen ist die Anerkennung spezifischer Diskriminierungserfahrungen verweigert und gleichzeitig ist das Verletzungsrisiko Schwarzer Frauen auf der Strassenkreuzung deutlich erhöht, weil sie von rassistischer und sexistischer Diskriminierung bedroht sind sowie von einer Kombination von beidem (vgl. ebd., 34).

In den von Crenshaw aufgezeigten Fällen wird ausserdem ein *Gleichheits-Differenz-Paradox* sichtbar. «Entweder man kritisiert, dass Schwarze Frauen gleich seien, aber dadurch zu Schaden kämen, dass sie different behandelt würden oder man problematisiert, dass Schwarze Frauen different seien, aber dadurch beschädigt werden, dass sie gleichbehandelt würden.» (Crenshaw 1989, 143) Doch gerade darauf wollte Crenshaw hinaus. Sie wollte aufzeigen, dass Schwarze Frauen auf vielfältige Weise Diskriminierung erfahren. Der veranschaulichte Widerspruch entstehe nur deshalb, weil angenommen wird, Diskriminierungserfahrungen müssten eindirektional sein. Diskriminierungserfahrungen Schwarzer Frauen können jedoch gleich oder different zu den Erfahrungen weisser Frauen oder Schwarzer Männer verlaufen und können mehr sein als die Summe rassistischer und sexistischer Diskriminierung. Die Analogie der Strassenkreuzung soll genau dies aufzeigen: Bei einem Unfall kann Diskriminierung aus einer Richtung kommen oder aus allen Richtungen gleichzeitig (vgl. ebd., 148ff.).

2.4.2 Aktuelle Debatten um Intersektionalität

Intersektionalität entwickelte sich in den letzten zwei Jahrzehnten zu einer Perspektive der Geschlechterforschung, die über die Differenzkategorie Geschlecht hinaus verschiedene Ungleichheitsverhältnisse in ihrem Zusammenwirken analysiert (vgl. Riegel 2012a, 43). Daraus lassen sich viele Überlegungen und Weiterentwicklungen schliessen, die friedlich nebeneinander existieren können. Innerhalb des Intersektionalitätsdiskurses wird zwar kontrovers diskutiert, ob Intersektionalität eine Theorie oder eine Methode darstelle, oder ob sie als analytische Perspektive fungiere (vgl. Davis 2010, 59). Einige Autor_innen fordern eine kohärente Theorie ein, andere sehen gerade die Offenheit und Vagheit von Intersektionalität als Grund für die breite Rezeption und den Erfolg (vgl. ebd., 60). Es

besteht Uneinigkeit darin, wie sich Ungleichheitsverhältnisse wechselwirkend erfassen lassen. Der Forschungsstand als auch die fehlenden Analysemodelle werden derzeit von Vertreter_innen des Intersektionalitätsansatzes vielfach bemängelt. Es wird kritisiert, dass die Differenzkategorien Klasse, Geschlecht und 'Rasse', innerhalb von Gesellschaftstheorien mit sehr unterschiedlichem Gewicht und in keiner systematisch integrierten Perspektive verhandelt werden. Demzufolge werden die Kategorien Geschlecht und 'Rasse' im gesellschaftstheoretischen Diskurs im Gegensatz zur Kategorie Klasse oft vernachlässigt (vgl. Klinger/Knapp 2007, 31). Zudem wird ein Missverhältnis zwischen dem soziologischen Ungleichheitsdiskurs ohne Kategorie Geschlecht und dem feministischen Ungleichheitsdiskurs ohne Kategorie Klasse festgestellt (vgl. Gottschall 2000, 15).

Die kaum entwickelten theoretischen Verknüpfungen wechselwirkender struktureller Verbindungen finden sich zudem in einer mangelhaften Einbindung rassistischer und ethnisierter Herrschaftsstrukturen wieder (vgl. Winker/Degele 2009, 29). Es wird konstatiert, dass sich die Klassen-, Geschlechter- und Rassismuskategorie gegenseitig kaum wahrnehmen (vgl. Schwinn 2007a, 88). Ungleichheitskategorien stehen oftmals als heterogene Erscheinungsformen nebeneinander. Sobald weitere Kategorien berücksichtigt werden, ist dabei eine additive Vorgehensweise zu beobachten (vgl. Schwinn 2007b, 271). Weiter verbleiben Ansätze wie *Achsen der Ungleichheit* von Klinger und Knapp (2007), *Dreifache Vergesellschaftung* von Lenz (2010) oder *doing difference* von Fenstermaker und West (2001) vornehmlich auf jeweils einer gesellschaftlichen Ebene, also entweder auf der Mikro-, Meso- oder Makroebene verhaftet. Dadurch entsteht nicht mehr als eine klassisch-soziologische Differenzierung der verschiedenen gesellschaftlichen Ebenen (vgl. Winker/Degele 2009, 22).

2.4.3 Kategorien und Ebenen

Kategorien

Welche Differenzkategorien es in einer intersektionalen Analyse einzubeziehen gilt, stellt eine zentrale Frage innerhalb der Intersektionalitätsdebatte dar. Um einen reflexiven Umgang mit den konstitutiv verorteten Praktiken des Differenzierens in der Sozialen Arbeit zu finden, bedarf es Wissen um den Konstruktionsgehalt und der Wirkmächtigkeit der Differenzkategorien. Um die entstehende Komplexität zu erfassen, wenn verschiedene Kategorien analysiert werden, hat die Ungleichheitsforscherin Leslie McCall (2005) drei Zugangsweisen benannt (vgl. Stuve [u.a.] 2011, 31). Diese stellen drei verschiedene Sichtweisen auf Differenzkategorien und deren Wirkungsmacht dar:

Die *anti-kategoriale* Zugangsweise problematisiert die Unterteilung und Verwendung von Kategorien, da dieser Prozess unweigerlich zu Abgrenzung, Ausschluss und Ungleichheit führt (vgl. McCall 2005, 1777). Er entspricht poststrukturalistischen und dekonstruktiven Ansätzen und legt seinen Fokus auf den Konstruktionscharakter von Kategorien (vgl. Walgenbach 2012, 25).

In der *intra-kategorialen* Zugangsweise liegt der Schwerpunkt auf Differenzierungen und Ungleichheiten innerhalb der jeweiligen Kategorien, zum Beispiel Differenzen innerhalb der Kategorie *Frauen* (vgl. ebd.). Dabei wird einer Homogenisierung entlang kategorialer Zuschreibungen entgegengewirkt (vgl. Czollek/Perko/Weinbach 2009, 57).

Die *inter-kategoriale* Zugangsweise bezieht sich auf die Verhältnisse und Wechselwirkungen zwischen den Kategorien und ist tendenziell auf der Makroebene verortet. Der Ansatz beschäftigt sich mit Differenzverhältnissen, die durch Wechselwirkungen zwischen den Kategorien entstehen (vgl. Walgenbach 2012, 26).

Gegenwärtig gibt es unterschiedliche theoretische Zugänge und Perspektiven, die die Auswahl der Differenzkategorien ausführlich begründen. Dabei lassen sich zwei zentrale theoretische Perspektiven einer intersektionalen Analyse unterscheiden, eine gesellschaftstheoretische und eine dominanz- und herrschaftskritische.

Eine gesellschaftstheoretische Perspektive fokussiert auf die hierarchische Strukturierung der Gesellschaft und verweist auf die zentralen Strukturkategorien Klasse, Geschlecht und 'Rasse', die systematisch an der ungleichen Verteilung von Lebenschancen und Ressourcen beteiligt sind. Sie treten als zentrale Strukturkategorien der Herrschaftsverhältnisse des Kapitalismus, des Patriarchats und des Nationalismus auf (vgl. Riegel 2012a, 44).

Eine dominanz- und herrschaftskritische Perspektive proklamiert die Offenheit und Unabgeschlossenheit⁵ der zu berücksichtigenden Kategorien. Sie fokussiert auf die Bedeutung von verschiedenen sozialen Differenzkategorien für die

⁵ Im Intersektionalitätsansatz könnte der Eindruck entstehen, dass mit der Berücksichtigung mehr oder weniger vielen sozialen Differenzkategorien ein universales und allumfassendes Erklärungsmodell existiert, das jegliche gesellschaftliche Komplexität aufgreifen könnte. Judith Butler hat mit ihrem «usw.» am Ende von Aufzählungen auf die Notwendigkeit hingewiesen, so eine Unabgeschlossenheit zu markieren und aufzuzeigen, dass es niemals gelingen kann, vollständig zu sein (vgl. Butler 1991, 210).

Subjektpositionierungen, die sozialen Praktiken⁶, Diskurse oder Identitätspolitiken (vgl. ebd.). Diese Perspektiven beschäftigen sich somit mit den normalisierenden und ausgrenzenden Effekten von Masterkategorien und auch damit, inwieweit diese performativ und auch diskursiv hervorgebracht werden und dekonstruiert werden können (vgl. Plösser 2010, 219).

Mit der Entstehung des intersektionalen Ansatzes im US-amerikanischen Kontext gilt die Trias *race – class – gender* – als die zentralen Strukturkategorien. Mit der Übertragung des Ansatzes in den deutschsprachigen Raum setzte eine Debatte um die Erweiterung der Trias um die Kategorien Alter, Sexualität und Nation ein (vgl. Winker/Degele 2009, 12). Während sich Klinger und Knapp (2007) auf die *Achsen der Ungleichheit*, und hiermit auf Klasse, Geschlecht und 'Rasse' als Grundmuster gesellschaftlicher Ordnungen konzentrieren, berücksichtigen Winker und Degele (2009) zusätzlich die Kategorie Körper, der sie eine strukturelle Wirkung zuordnen (vgl. Klinger/Knapp 2007, 20ff.; Winker/Degele 2009, 39ff.). Lutz und Wenning haben insgesamt 13 Differenzkategorien erarbeitet und zur Diskussion gestellt (vgl. Lutz/Wenning 2001, 20f.)⁷.

In der vorliegenden Arbeit wird die gängige Trias Klasse, Geschlecht und 'Rasse' ausgeführt.

Ebenen

Über die Untersuchungsebenen herrscht noch weniger Einigkeit als hinsichtlich der Kategorien. Bislang wurden bestehende intersektionale Ansätze noch kaum in Beziehung zu anderen Zugängen gesetzt, wie z. B. zu anderen Untersuchungsebenen (vgl. Winker/Degele 2009, 18). Im Wissen um die Wichtigkeit solcher Verbindungen schlagen Winker und Degele deshalb die drei Untersuchungsebenen Struktur (Ebene der gesellschaftlichen Strukturen), Repräsentation (Ebene der symbolischen Repräsentationen) und Identität (Ebene der Identitätskonstruktion) vor, welche im intersektionalen Analyseprozess in ihren Wechselwirkungen Berücksichtigung finden sollen. Dabei werden auf Ebene der gesellschaftlichen Strukturen die Organisationen und Institutionen berücksichtigt, auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen die

⁶ Soziale Praktiken umfassen das inkorporierte Wissen und die Performativität der handelnden Person als bewusste Handlungsstrategie. Soziale Praktiken konstruieren Identitäten, Strukturen und Repräsentationen und werden von diesen hervorgebracht (vgl. Winker/Degele 2009, 66).

⁷ Als Differenzkategorien gelten Geschlecht, Sexualität, 'Rasse'/Hautfarbe, Ethnizität, Nation/Staat, Klasse, Kultur, Gesundheit, Alter, Herkunft, Besitz, Nord- Süd/Ost- West, gesellschaftlicher Entwicklungsstand. Sie folgen in der Anordnung der Logik des Grunddualismus, der komplementär scheint, jedoch hierarchisch strukturiert und bewertet ist (vgl. Lutz/Wenning 2001, 20f.).

kulturellen Bedeutungen von Symbolen, Normen und Ideologien und auf der Mikroebene die Konstruktion von Identitäten. Die Ebene der gesellschaftlichen Strukturen ist dabei abhängig von der Ebene der symbolischen Repräsentationen als gesellschaftlich vorherrschende Normen, Bilder und Ideologien über Familie, Partnerschaft, Nation, usw. Diese wiederum werden in alltäglichen Diskursen immer wieder neu verhandelt und festgelegt und sind somit auch mit der Ebene der Identitätskonstruktionen verknüpft (vgl. Riegel 2010, 73).

2.4.4 Analyserahmen

Grundlegend für die Analyse der Differenzverhältnisse aus intersektionaler Perspektive ist ein Verständnis unserer Gesellschaft als kapitalistisches System mit dem Ziel der Profitmaximierung. Die Reproduktion der Arbeitskräfte stellt dafür die Voraussetzung dar, nebst Aufrechterhaltung der sozioökonomischen Verhältnisse und der Wiederherstellung der Produktionsmittel (vgl. Winker/Degele 2009, 38). Personen und deren soziale Situation werden im Wesentlichen über ihre Stellung im Arbeitsmarkt, resp. ihrer Verantwortung für die Reproduktion der Arbeitskraft bestimmt (vgl. ebd., 41). Während eine intersektionale Analyse auf einer spezifischen Ebene erfolgt, ermöglicht die *Intersektionale Mehrebenenanalyse* von Winker und Degele (2009) die komplexe Einordnung und Bezugnahme auf die jeweils andere Ebene und somit einen Blick auf Wechselwirkungen von Differenzkategorien zwischen der gesellschaftlichen Strukturebene, der symbolischen Repräsentationsebene und der Mikroebene der Identitäten.

Um die wechselseitigen Abhängigkeiten zwischen den Differenzkategorien und den Analyseebenen herauszuarbeiten, werden im Kapitel 3 in Anlehnung an die Intersektionale Mehrebenenanalyse von Winker und Degele (2009) die Differenzverhältnisse entlang der Kategorien Klasse, Geschlecht und 'Rasse' auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen, der Ebene der symbolischen Repräsentationen und der Ebene der Identitätskonstruktionen beleuchtet. Dabei soll auf die Verwobenheit von Herrschafts- und Ungleichheitsverhältnissen hingewiesen werden.

3 INTERSEKTIONALE MEHREBENENANALYSE DER DIFFERENZVERHÄLTNISSE

Mit der *Intersektionalen Mehrebenenanalyse (IMA)* existiert ein Instrument, das die verschiedenen Untersuchungsebenen mit den Differenzkategorien verknüpft und dabei die Verwobenheit aufzeigt. Die IMA hat den Vorteil, den Blick sowohl auf die Differenzkategorien wie auch auf die Ebenen zu richten. Soziale Ungleichheit lässt sich gemäss IMA nicht nur auf die ökonomischen Faktoren reduzieren, vielmehr muss ein komplexes Verständnis von wechselwirkenden Differenzverhältnissen entlang wichtiger Differenzkategorien vermittelt werden, welche strukturell und diskursiv hergestellt und erhalten werden (vgl. Winker/Degele 2009, 15ff.).

3.1 Ebene der gesellschaftlichen Strukturen

Auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen geht es um die Einbindung sozialer Praktiken in strukturelle Herrschaftsverhältnisse. Darunter werden alle gesellschaftlichen Bereiche wie das Erwerbssystem und der Staat, die politische Öffentlichkeit und Kultur als auch Ehe und Familie gefasst. Auf dieser Ebene werden die sozialen Verhältnisse, die Erwerbsposition, der Staatsbürger_innenstatus sowie die privaten Beziehungen strukturell geprägt (vgl. Winker/Degele 2009, 19). Hier werden über verschiedene miteinander wirksame Differenzkategorien Zugänge zu sozialen Ressourcen geregelt und Lebenschancen ungleich strukturiert, trotz formaler Gleichberechtigung (vgl. Riegel 2010, 73).

Als Nächstes wird die Strukturmacht der Differenzkategorien Klasse, Geschlecht und 'Rasse' auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen dargelegt. Die Wechselwirkungen zwischen den Kategorien werden aufgedeckt.

3.1.1 Strukturkategorie Klasse

Die soziale Herkunft bestimmt massgeblich darüber, welche Formen von sozialem und kulturellem Kapital zur Verfügung stehen oder ausgebildet werden (vgl. Bourdieu 1988, 189f.). So bildet Klasse eine Kategorie, die Ressourcen zuweist, Menschen sozial positioniert und einen grossen Einfluss auf die materielle Sicherheit hat. Bourdieu erweitert die vorrangig ökonomisch begründete klassenspezifische Ungleichheitsperspektive um die

Kapitalsorten des sozialen und kulturellen Kapitals. Während das ökonomische Kapital die unmittelbar materiellen Ressourcen wie Einkommen, Vermögen, Besitz oder Erbe bezeichnet, tritt das kulturelle Kapital in Form von verwertbarem Wissen und Bildung auf, das durch offizielle Titel und Abschlüsse institutionalisiert werden kann. Das soziale Kapital bezieht sich auf die Ressource der sozialen Beziehungen und Netzwerke, über die einzelne durch Zugehörigkeit zu Gruppen und Gemeinschaften verfügen oder sie mobilisieren können (vgl. Bourdieu 1988, 185f.).

Die soziale Herkunft sowie der Bildungshintergrund der Eltern nimmt bis ins dritte Lebensjahrzehnt Einfluss auf die Bildungskarriere und strukturiert die Selektionsprozesse auf dem Arbeitsmarkt (vgl. Schwinn 2007a, 52). Zudem verschärft sich die Arbeitsmarktlage nicht nur für 'niedrig'⁸ qualifizierte Arbeitnehmer_innen. Die soziale Herkunft, Bildung und der berufliche Werdegang sowie geschlechtliche und rassifizierende Klassifizierungen haben zur Folge, dass sich der Anteil prekär beschäftigter Arbeitnehmer_innen unter bestimmten Personengruppen erhöht. «Innerhalb jeder sozialen Klasse gibt es nochmals eine Unterschicht: die Frauen.» (Becker-Schmidt 1987b, 191)

Die Klassen- und Geschlechterhierarchie wirken dabei wechselseitig verstärkend ineinander. Die Auswirkungen davon betreffen Personen, die ihre Erwerbsarbeit aufgrund der Familienplanung unterbrechen, Personen in ungesicherten Beschäftigungsverhältnissen, die zu einem Grossteil von Frauen besetzt sind. Innerhalb der Kategorie Frauen sind Migrantinnen, Alleinerziehende und ältere Frauen davon am meisten betroffen. Nebst einer geschlechterspezifischen und rassifizierten Ausdifferenzierung der Klassenverhältnisse, welche im Anschluss eingehender behandelt werden, sind weiterhin Frauen, ältere Menschen, Jugendliche und Personen mit Beeinträchtigungen von Benachteiligungen auf dem Arbeitsmarkt und einem erhöhten Armutrisiko betroffen (vgl. Bundesamt für Statistik, Sozialbericht Schweiz 2015, 18ff.).

3.1.2 Strukturkategorie Geschlecht

Geschlecht ist ein sozialstrukturelles Phänomen, das Menschen in zwei unterscheidbare Gruppen sortiert (vgl. Winker/Degele 2009, 44). Die Strukturkategorie Geschlecht ist in institutionelle Ordnungen eingelassen, in denen die Verteilung und die Organisation der gesamtgesellschaftlichen Arbeit und des Reichtums erfolgt. Sie ist gekennzeichnet durch unterschiedliche Zugangschancen und asymmetrische Beziehungen in der Marktökonomie (vgl. Gottschall 2000, 25). Geschlecht wurde zum sozialen Platzanweiser, das heisst zum

⁸ Der Begriff wird in halbe Anführungszeichen gesetzt, um auf den Bewertungsprozess hinzuweisen, der mittelschichtzentriert verläuft und sich als sprachlich abwertend zeigt.

Bezugspunkt für die Zuweisung für Status und Lebenschancen (vgl. Bublitz 1992, 67). Als wesentliches Strukturierungsmerkmal geschlechtlicher Ungleichheit gilt die traditionelle Aufteilung der gesellschaftlichen Arbeit in den Produktions- und den Reproduktionsbereich. Die für die kapitalistische Produktionsweise konstitutive Trennung der marktvermittelten Produktions- und nicht-marktvermittelten Reproduktionsarbeit wird weitgehend über die Auslagerung der Reproduktionsarbeit in den privaten Bereich und die geschlechtsspezifische Arbeitsteilung realisiert, in der die Reproduktionsarbeit den Frauen zugeordnet wird (vgl. Gottschall 2000, 252). Diese Trennung geht gleichzeitig mit der Überordnung des Produktionsbereiches gegenüber dem Reproduktionsbereich und einer Abwertung der nicht-marktvermittelten Arbeit einher (vgl. ebd., 233).

Auch wenn die Kategorie Geschlecht eine naturalisierungsanfällige Kategorie darstellt, handelt es sich dabei nicht um biologisch gebundene Zuordnungen, sondern um gesellschaftliche Zuschreibungen, in die auch Vorstellungen von Sexualität eingelassen sind. Mit der Zweigeschlechtlichkeit ist die sexuelle Orientierung eng verwoben (vgl. Winker/Degele 2009, 44). So etablierte sich als historisch gewachsener Rahmen auch die heterosexuell ausgerichtete Form der Ehe und Familie, die die Verantwortung für zukünftige Generationen gewährleisten soll, mit dem Ziel der Reproduktion der Arbeitskraft. Sie sichert sich materiell über das Erwerbssystem und die wohlfahrtsstaatlichen Regulierungen ab (vgl. Gottschall 2000, 232). Die Strukturkategorie Geschlecht hat somit eine heteronormative⁹ Grundlage.

Obwohl sich in westlichen Gesellschaften seit den 1970er Jahren in Bereichen des Rechts und der Bildung strukturelle Unterschiede zwischen den Geschlechtern deutlich abgeschwächt haben, gibt es nach wie vor männlich und weiblich konnotierte Arbeitsfelder sowie vertikale und horizontale Ungleichheiten in Form geschlechtlich segregierter Arbeitsbereiche (vgl. Winker/Degele 2009, 46). Dies drückt sich in geringeren Löhnen und Aufstiegschancen von Frauen trotz gleicher Qualifikationen aus. Es geht mit einer geringeren Repräsentation von Frauen in Leitungspositionen in allen Wissenschafts- und Wirtschaftsbereichen sowie der Abwertung der Berufsfelder mit einem höheren Frauenanteil einher (vgl. Gottschall 2000, 272). Umgekehrt dagegen gilt nach wie vor: «Je randständiger ein Aufgabenbereich, je weniger Aufstiegsmöglichkeiten es gibt und je weniger einflussreich eine gesellschaftliche Gruppe ist, um so grösser ist die Wahrscheinlichkeit, dass Frauen in diesen Feldern vertreten sind.» (vgl. Bublitz 1992, 72)

⁹ «Gemeint ist damit ein binäres, zweigeschlechtlich und heterosexuell organisiertes und organisierendes Wahrnehmungs-, Handlungs- und Denkschema, das als grundlegende gesellschaftliche Institution durch eine Naturalisierung von Heterosexualität und Zweigeschlechtlichkeit zu einer einfachen Orientierung in der Welt sowie der Reduktion von Komplexität beiträgt beziehungsweise beitragen soll.» (Winker/Degele 2009, 45)

Jede Arbeit hat also ihr bestimmtes Geschlecht (vgl. Wetterer 1995, 220). Geschlecht lässt sich folglich als Strukturkategorie begreifen, das heisst als Ursache sozialer Ungleichheit, die sich nicht auf andere Ursachen reduzieren lässt (vgl. Degele 2008, 65).

Eine hierarchische Trennung vollzieht sich nicht nur zwischen den Geschlechtern, sondern auch innerhalb der Kategorie Frauen, zwischen Frauen unterschiedlicher Klassenzugehörigkeit und Herkunft (vgl. FeMigra 1994, 54). Klassen- und Geschlechterhierarchien wirken dabei wechselseitig verstärkend ineinander, positiv rückgekoppelt (vgl. Winker/Degele 2009, 46). So sind es vorwiegend Frauen der Arbeiter_innenklasse, der unteren Mittelklasse sowie Frauen aus ethnisierten Klassenfraktionen, die als Arbeitskräfte die bezahlte Reproduktionsarbeit leisten, während sich die Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern trotz partiell veränderter Einstellungen als stabil erweist (vgl. Kohlmorgen 2004, 290). Es bestehen nebst Gleichstellungsgewinnen zunehmend soziale Differenzierungen innerhalb der Kategorie Frauen. Andererseits halten geschlechterspezifische Benachteiligungen entlang klassenspezifischer und rassifizierender Differenzierungen weiterhin an (vgl. Gottschall 2000, 95).

3.1.3 Strukturkategorie 'Rasse'

'Rassen' sind Menschengruppen, die durch symbolische Klassifikationen zu 'Rassen' geworden sind (vgl. Weiss 2013, 29). Die Kategorie 'Rasse' wird neben den Kategorien Klasse und Geschlecht als wirkmächtiges Strukturierungsmerkmal sozialer Ungleichheitsverhältnisse betrachtet. Sie wird mit kulturalisierenden und naturalisierenden Zuschreibungen besetzt, obwohl im wissenschaftlichen Mainstream die Anerkennung ihrer sozialen Konstruktion angekommen ist (vgl. Winker/Degele 2009, 47).

'Rassen' werden durch äusserlich wahrnehmbare oder behauptete physiologische Unterschiede sozial konstruiert. Nicht zur Mehrheitsgesellschaft gehörige Menschen werden zu Anderen gemacht, indem sie in Bezug auf Hautfarbe, Körpereigenschaften, Religionen oder Weltanschauungen rassifiziert werden. Gemäss UN-Kulturorganisation UNESCO 1950 sind 99.9% der DNA aller Menschen identisch (vgl. ebd.). Dennoch machen sich rassistische Grenzziehungen an sehr unterschiedlichen Merkmalen fest. Die daraus folgende Zentrum-Peripherie-Beziehung und die damit verbundene Marginalisierung bestimmter Gruppen ist ihnen jedoch gemeinsam (vgl. Schwinn 2007a, 92). Das entscheidende Merkmal dabei ist die diskursive Bezeichnungspraxis, die ein spezifisches Wissen über vermeintlich natürliche Unterschiede zwischen *uns* und den *Anderen* hervorbringt. Es geht bei Rassismen nicht darum, dass Menschengruppen sich nicht unterscheiden dürfen, sondern darum, dass Differenzen aus politischen Interessen als

natürlich dargestellt werden. Unter Rassismen werden Herrschaftsverhältnisse verstanden, welche Menschen innerhalb eines bestimmten sozialen Raums strukturell schlechter stellen, indem sie ihnen den Zugang zu Erwerbsarbeit nur teilweise öffnen und ihre Zugehörigkeit zu einem sozialen Raum in Frage stellen (vgl. Winker/Degele 2009, 48). Dieses Verständnis von Rassismen beruht im Kern auf der Unterscheidung von Zentrum und Peripherie und wird mit Rekurs auf Naturhaftigkeit legitimiert (vgl. ebd., 49).

Mit Klassifikationen wie Asylbewerber_innen oder Arbeitsmigrant_innen werden Kategorien gebildet, die unterschiedliche Rechtspositionen aufweisen und je nach Herkunft, Aufenthaltsdauer und -status einen begrenzten Zugang zum Erwerbsmarkt nach sich ziehen (vgl. Körber 1998, 358). Die Arbeitsmarktpolitik sieht vor, dass die migrantische Randbelegschaft in der Hochkonjunktur den Mehrbedarf bzw. den Mangel an Produktionskräften als auch den Bedarf qualifizierter Fachkräfte abdeckt (vgl. Jungwirth 2011, 184). Arbeitsmigrant_innen sind überproportional in Arbeitsverhältnissen mit niedriger Entlohnung, instabilen Rahmenbedingungen und irregulären Beschäftigungen vertreten (vgl. ebd., 186).

Gleichzeitig sind zugewanderte hoch qualifizierte Arbeitnehmer_innen mit einer Neubewertung bzw. Abwertung ihrer Bildungstitel konfrontiert und werden aufgrund rassistischer struktureller und institutioneller Diskriminierungen in deprivilegierte Arbeitsfelder verwiesen. So haben Asylbewerber_innen und selbst anerkannte Geflüchtete auch bei gegebener Qualifikation oftmals keinen Zugang zum ersten Arbeitsmarkt (vgl. Jungwirth/Scherschel 2010, 117). Dies führt zu proportional längeren Erwerbsunterbrüchen, Beschäftigungen auf niedrigem Qualifikations- und Lohnniveau und abweichenden Berufsverläufen. Ferner ist eine Vergeschlechtlichung der Tätigkeiten und Berufsfelder zu verzeichnen. So münden ungelernte als auch hochqualifizierte Migrantinnen in jene Berufsfelder ein, die als stereotyp weiblich gelten, wie Pflege, Erziehung und Reinigung. Migrantinnen sind deutlich häufiger von Erwerbslosigkeit betroffen als einheimische Frauen oder als Migranten (vgl. Jungwirth 2011, 183).

3.2 Ebene der symbolischen Repräsentationen

Die Ebene der symbolischen Repräsentationen beschreibt Ordnungssysteme wie Normen, Ideologien, Diskurse und Wissensformationen, die Ungleichheitsverhältnisse stützen und begründen (vgl. Winker/Degele 2009, 54). Symbolische Repräsentationen sind als wirkmächtige gesellschaftsstrukturierende Ordnungen zu fassen, die zum einen existierende Strukturen erhalten, zum anderen gesellschaftliche Veränderungen bewirken. Sie beinhalten Klassifikations- und Ordnungssysteme, die als legitim und allgemeingültig akzeptiert werden und wirken als Normen und Ideologien der Rechtfertigung von strukturellen Ungleichheiten (vgl. Barlösius 2004, 182). Die vorherrschenden Normen, Werte und Stereotypen ermöglichen ferner Identitätskonstruktionen. Diese individuellen Subjektivierungsprozesse stabilisieren wiederum durch performative Wiederholungen die symbolischen Repräsentationen (vgl. Winker/Degele 2009, 54).

Im weiteren Verlauf der Arbeit wird zunächst beschrieben, was unter einer poststrukturalistischen Perspektive unter Diskursen zu verstehen ist (Kapitel 3.2.1). Weiter werden die Prozesse der Klassifikation und Kategorisierung erläutert, die durch hierarchisierende soziale Differenzierungen in Bezug auf hegemoniale Diskurse erfolgen (Kapitel 3.2.2). Anschliessend wird dargelegt, wie Diskurse gesellschaftlich und institutionell – so auch als Praktiken unter Professionellen der Sozialen Arbeit – verankert sind und in der Konstruktion der Kategorien Klasse, Geschlecht und 'Rasse' Verwendung finden (Kapitel 3.2.3 – 3.2.5).

3.2.1 Produktivität der Diskurse

Poststrukturalistische Theoretiker_innen begreifen die Sprache, bzw. Diskurse als Orte produktiver Wirkkraft. Die produktive Wirkung liegt im Strukturieren des Denkens und Handelns und in der Herstellung von sozialen Realitäten (vgl. Villa 2008, 213). Diskurse wirken gleichfalls in symbolischen Ordnungen in Form von Wissensproduktion, in praktischen Strukturen sowie in Bezug auf die Subjektivierung und Identitätsbildung. Aufgrund ihres produktiven und wirklichkeitserzeugenden Gehalts werden sie auch als diskursive Praktiken bezeichnet (vgl. ebd.).

Diskurse und Macht stehen in einem wechselseitigen Verhältnis. Demnach treten Wissensformationen als Macht-Wissens-Komplex in Erscheinung, indem es «[...] keine Machtbeziehungen gibt, ohne dass sich ein entsprechendes Wissensfeld konstituiert, und kein Wissen, das nicht gleichzeitig Machtbeziehungen voraussetzt und konstituiert [...]» (Foucault 1977, zit. n. Degele 2008, 95). Die Macht zeigt sich darin, dass etwas zu einem

diskursiven Ereignis wird und somit als Wissen auftritt. «Diskurse erscheinen als historisch-situierete Problematisierungen des bis dahin geltenden Wahren, mit dem Effekt, erneut Wahrheiten zu produzieren.» (Bublitz 2003, 31) Prozesse der Bedeutungsproduktion sind damit Produktionsweisen von Individuen, sozialen Gruppen, Positionen und Werten (vgl. ebd.). Gleichzeitig verweisen Diskurse auf Auseinandersetzungen um das Repräsentierte oder implizit Nicht-Repräsentierte und somit auf die Herstellung von Ein- und Ausschlüssen. Diskurse beinhalten die machtvolle Fähigkeit, Bezeichnungen, Wissen und Positionen als allgemeingültig zu konstruieren und vorauszusetzen. Sie können Machtverhältnisse erhalten und verschieben und sind in Bezug auf die Klassifizierung und Gliederung umkämpft (vgl. ebd., 33).

Sprache, d.h. Worte und Begriffe tun etwas: Sie fällen Urteile über Gleich- oder Andersartigkeit von Personen und entscheiden auf diese Weise mit über Zugehörigkeit oder Ausschluss. So stellen sie Formen der sozialen Bewertung dar, die mit politischen und medialen Wirklichkeitskonstruktionen verknüpft sind (vgl. Hark/Villa 2018, 23). Diese Bewertungen wiederum fließen medial vermittelt zurück in ein gesellschaftliches Wissensreservoir, aus dem sich Mitglieder einer Gesellschaft bedienen und so in anderen Worten Urteile darüber fällen, wem was zusteht, wem gegenüber wir verpflichtet sind oder wem nicht (vgl. ebd.).

3.2.2 Klassifikation und Kategorisierung

Klassifikationen

Klassifikationen werden durch Diskurse erzeugt. Dabei beinhaltet jede Klassifikation eine hierarchische Ordnung und die Herstellung von Polarität. In der klassischen Logik der dualen Konzepte wird die Präferenz einer Seite gegenüber der anderen Seite nachgewiesen. Dies bedeutet, dass eine Seite immer dominant ist im Verhältnis zur anderen Seite. Diese Komplementarität beruht nicht nur auf Ungleichartigkeit, sondern bedeutet immer Ungleichwertigkeit und Hierarchie (vgl. Lutz/Wenning 2001, 17). Die Klassifikation verläuft auch durch die Differenzierung und die Einteilung von Menschen in Kategorien.

Kategorisierung

Die Kategorisierung beinhaltet gleichfalls eine hierarchische Anordnung der so hervorgebrachten Menschengruppen sowie eine Homogenisierung der konstruierten Gruppe (vgl. Weiss 2013, 24). Die Menschen werden untereinander differenziert und kategorisiert, werden in einem Vergleichsfeld situiert sowie hierarchisch angeordnet (vgl. Bublitz 2003, 83). In Abgrenzung zu herrschenden normativen Kategorien wird der_*die Andere* als eine relative homogene Gruppe mit bestimmten Zuschreibungen und Eigenschaften konstruiert, die nicht oder nur schwer veränderbar sind. Dieser Vorgang der Markierung und des *Othering* geht mit der Bezeichnung des Anderen einher, während die benennende und markierende Position selber unbenannt bleibt (vgl. Lutz/Wenning 2001, 17). Das Konzept des *Othering* meint die Konstruktion von *Anderen*. Es erfolgt vor dem Hintergrund hierarchischer und asymmetrischer Differenzordnungen und gewaltförmiger Macht- und Herrschaftsstrukturen und dient deren Legitimation und Aufrechterhaltung (vgl. Riegel 2016, 52). Mit dem Begriff des *Othering* wird die Konstruktion der_*des Anderen* als Prozess des 'Different-Machens' verstanden (vgl. ebd.). Die zugeschriebenen Merkmale werden in ein hierarchisches Verhältnis zu den normativen Kategorien gesetzt und bestimmte Merkmale werden mit Minderheit assoziiert und bewertet. So werden durch diskursive Prozesse Identitäten in Abgrenzung zu anderen Identitäten geformt, durch den negativen Bezug auf das, was die Identität nicht ist (vgl. Lamp 2010, 206).

Klassifikationen und Kategorisierungen werden als eine Herrschaftsausübung aufgefasst, der eine ausschliessende, normative Wirkkraft innewohnt (vgl. Villa 2008, 207).

3.2.3 Konstruktion von Klasse

Unter Klassismen¹⁰ werden Herrschaftsverhältnisse verstanden, die auf der Grundlage von sozialer Herkunft, Bildung und Beruf deutliche Einkommens- und Reichtumsunterschiede aufrechterhalten (vgl. Weinbach 2006, 89ff.). Klassismen wirken sich auf vielen gesellschaftlichen Bereichen wie Familie, Wohnen, Hausarbeit, Freiwilligenarbeit, usw. aus. Klassismus bezeichnet die systematische Unterdrückung von Personengruppen, basierend auf ökonomischen Unterscheidungen und der Position, welche eine Person im Produktionssystem einnimmt (vgl. Baron/Steinwachs 2012, 13). Im Zuge der aktivierenden Arbeitsmarktpolitik wird die sozialstaatliche Sicherung verstärkt an die

¹⁰ Der politische Begriff *classism* wird erstmals 1974 in den USA von The Furies eingeführt, einer Gruppe lesbischer Arbeiter_innentöchter, die ihre Diskriminierung aufgrund der sozialen Herkunft thematisieren (vgl. Kemper/Weinbach 2009, 33). Von den sozialen Bewegungen in den USA aufgegriffen, wird *Klassismus* ein integraler Bestandteil der in den 1990er Jahren einsetzenden Intersektionalitätsforschung (vgl. Kemper/Weinbach 2009, 33).

Leistungsbereitschaft der Individuen geknüpft und der Appell des *fördern* und *fordern* wird gesellschaftsfähig (vgl. Chassé 2010, 11). Der Wandel zum aktivierenden Sozialstaat entspricht in seiner neoliberalen Ausrichtung dem Appell an Eigenverantwortlichkeit und die Selbstführung der Individuen (vgl. Chassé 2010, 193; Winker/Degele 2009, 54).

Klassismus wird jedoch nicht nur über die ökonomischen Produktions- und Eigentumsverhältnisse bestimmt, sondern auch über die Reproduktion von Ideologien und Vorstellungen, die auf der kulturellen, institutionellen und individuellen Ebene verlaufen (vgl. Baron/Steinwachs 2012, 18). Bereits in den sprachlichen Verwendungen wie z. B. *sozialschwach* sind Bewertungen impliziert und defizitäre Zuschreibungen enthalten (vgl. ebd.). Gleichfalls wird in Abgrenzung zur *oberen Mittelschicht* eine heterogene Gruppe homogenisiert und konstruiert, die mit moralischer Minderwertigkeit assoziiert wird. Insbesondere mediale Darstellungen produzieren stereotype Bilder, die wirkmächtig zur Konstruktion der sogenannten *Unterschicht* beitragen. So beziehen sich Medienformate und Berichte auf ein Repertoire an Zuschreibungen beispielsweise zu Arbeitseinstellungen von Nicht-Erwerbstätigen, zu Bildungsarmut, zu Erziehungsstilen und zu gesundheitsschädlichen Gewohnheiten, die verallgemeinert auf die Lebenssituation und Lebenspraxis strukturell benachteiligter Bevölkerungsgruppen übertragen werden (vgl. Chassé 2010, 18).

Anti-Klassismus beinhaltet, das System in Frage zu stellen, welches Klassismus erst hervorbringt, sowie das Konstrukt der Leistungsgesellschaft in die Kritik miteinzubeziehen (vgl. Baron/Steinwachs 2012, 20).

3.2.4 Konstruktion von Geschlecht

«Man kommt nicht als Frau zur Welt, man wird es.» (De Beauvoir 1992, 334) Dahinter verbirgt sich die geteilte Annahme, dass vermeintlich Natürliches sehr wohl menschengemacht, also sozial konstruiert sein kann (vgl. Degele 2008, 67). Während konstruktive Ansätze die interaktive Dimension in der Herstellung von Geschlecht verhandeln, nehmen dekonstruktive Ansätze Geschlecht als diskursiv und performativ hervorgebracht an. Beide Ansätze legen dar, wie eine vermeintliche und ausschliessende Differenz zwischen den Geschlechtern konstruiert wird.

Die Trennung von *sex*¹¹ und *gender*¹² ist seit den 1970er Jahren in der feministischen Theorie gebräuchlich und hatte eine wichtige politische Funktion. Damals ging es darum,

¹¹ Sex: biologisches/anatomisches Geschlecht (vgl. Degele 2008, 67).

¹² Gender: Geschlechtsidentität und sozial-kulturelle Dimension von Geschlecht (vgl. Degele 2008, 67).

biologistische Auffassungen zur *Natur der Frau* zurückzuweisen. Gender basiert vielmehr auf der Wahrnehmung von Unterschieden zwischen Geschlechtern und ihren Zuschreibungen von *Mannsein* und *Frausein*. Die Konstruktion des sozialen Geschlechts *gender* gilt in der feministischen Wissenschaft gegenwärtig als anerkannt (vgl. Degele 2008, 67).

Aus dekonstruktiver Sicht begreift Judith Butler nicht nur *gender* als sozial und kulturell hergestellt, sondern erachtet auch das biologische Geschlecht *sex* als diskursiven Effekt performativer Praxis (vgl. Butler 1991, 22ff.). Demnach begreift Butler das vermeintlich natürliche, biologische Geschlecht nicht als objektive Tatsache, sondern durch verschiedene wissenschaftliche Diskurse produziert und durch die Individuen performativ (re-)produziert. Dabei erfolgt die Konstruktion von *sex* als Effekt hegemonialer Diskurse und ist Ausdruck von *gender* (vgl. ebd., 24).

Begleitet ist die Konstruktion von *sex* und *gender* vom heterosexuellen *Begehren*. Die Einheit dieser Drei soll in einem differenzierenden Begehren nach dem entgegengesetzten Geschlecht erkennbar (intelligibel) werden und in Form der gegensätzlich strukturierten Heterosexualität zum Ausdruck kommen. Heterosexualität wird in der hegemonialen Norm stillschweigend als das Richtige, das Natürliche angenommen. Andere sexuelle Orientierungen werden demgegenüber als abweichend, unnatürlich, anormal bewertet und/oder unsichtbar gemacht (vgl. Villa 2003, 160). Eine naturalisierte Zwangsheterosexualität erfordert und reguliert die Geschlechtsidentität als binäre Beziehung, in der sich der männliche vom weiblichen Term unterscheidet. Das heterosexuelle Begehren vollendet diese Differenzierung. Dieser Akt führt dazu, dass sich jeder der Terme festigt und eine innere Kohärenz gewinnt. Infolgedessen erscheint die Zweigeschlechtlichkeit als naturgegebene Differenz. Butler vertritt die Auffassung, dass eine Verschiebung dieser binären Beziehung voraussetzt, dass die Kategorien weiblich/männlich, bzw. Frau/Mann beide in gleicher Weise innerhalb des binären Rahmens produziert werden (vgl. ebd., 46).

Geschlecht wird also als performative Inszenierung und als permanente Praxis der Annäherung an die idealisierte Norm begriffen (vgl. Villa 2003, 69). Die Individuen werden angerufen, sich geschlechtskonform zu positionieren, während mit der vermeintlichen Geschlechtsidentität nicht übereinstimmende Subjektpositionen ausgeschlossen, verworfen und pathologisiert werden (vgl. Hark 2007, 170).

Als Effekt der heterosexuellen Matrix¹³ sind geschlechtliche Zuschreibungen an die heteronormativen Vorstellungen einer Zweigeschlechtlichkeit gebunden, die das Geschlecht mit Geschlechtsidentität, Geschlechterrolle und sexueller Orientierung gleichsetzt. Während Heterosexualität die Formen sexueller Praktiken bezeichnet, bezieht sich Heteronormativität auf jene Strukturen, Institutionen, Denk- und Wahrnehmungsmuster, die Heterosexualität als Norm stützen sowie als Praxis und Lebensform privilegieren (vgl. Degele 2008, 88). Heteronormativität äussert sich in einem stillschweigenden Gefühl der Richtigkeit, mit der Heterosexualität als Grundlage von allen sozialen Beziehungen angesehen wird und in Diskursen über Körper, Familie, Generativität, Erziehung und Nation eingeschrieben ist (vgl. Herrera Vivar/Rostock/Schirmer/Wagels 2016, 7).

Noch immer bestehen symbolische und materielle Ungleichheiten zwischen den Geschlechtern, vergeschlechtlichte Rollenzuweisungen und Stereotypisierungen. Die staatliche Familienpolitik und auch die Geschlechter- und Sexualpolitik implizieren Zwänge, sich zweigeschlechtlich und heterosexuell zu identifizieren (vgl. Degele 2008, 54). Geschlechterunterschiede repräsentieren kulturelle Regelsysteme, die gesellschaftlich hierarchische Beziehungen konstruieren, erhalten und legitimieren (vgl. Hark 2007, 168).

3.2.5 Konstruktion von 'Rasse'

Unter Rassismen werden Herrschaftsverhältnisse verstanden, die auf strukturellen Machtsymmetrien beruhen (vgl. Weiss 2013, 29). Rassistische Argumentationen gehen grundsätzlich von einer Unvereinbarkeit von Kulturen aus und von einer naturalisierten Unterscheidbarkeit (vgl. Winker/Degele 2009, 55ff.). Diese Naturalisierung impliziert eine besondere gesellschaftliche Bedeutung der nicht Hinterfragbarkeit. Rassistische Argumentationen zielen darauf ab, «dass die Menschen *von Natur aus* ungleich und ungleichwertig seien, weshalb sie unterschiedliche gesellschaftliche Stellungen einnehmen müssten.» (Oswald 2007, zit. nach Winker/Degele 2009, 55)

Rassismus ist die Unterscheidung und die hierarchische Bewertung von Menschen auf der Grundlage verkörperlichter Eigenschaften, die dazu herangezogen werden, um eine Gruppe von Menschen unterzuordnen, auszuschliessen und auszubeuten (vgl. Wacquant 2001, 72). Über die Annahme der Existenz der 'Rassen' wurde koloniale

¹³ Neben der *zweigeschlechtlichen Matrix* ist das Geschlechterverhältnis in die *heterosexuelle Matrix* eingefasst. Es steht für das Raster der kulturellen Intelligibilität, durch das die Körper (*sex*) Geschlechtsidentitäten (*gender*) und das Begehren (*desire*) naturalisiert werden (vgl. Butler 1991, 219, Anm. 6).

Herrschaftsausübung legitimiert und gestützt. Dies verweist auf die ideologische als auch sozioökonomische Bedeutung der 'Rassenkonstruktion', die biologisierend und kulturalisierend erzeugt wurde (vgl. Arndt 2009, 24ff.). Anhand äusserlich hergeleiteter, erfundener oder biologisch konstruierter Differenzmerkmale werden rassistisch markierte *Andere* erzeugt. In einer hierarchischen Anordnung werden den rassifizierten Gruppen Eigenschaften zugeschrieben, die in Opposition zu den vermeintlichen Eigenschaften der *weissen* Gruppe stehen und zugleich in Relation untergeordnet positioniert werden. Ausschlussrealitäten werden demzufolge auf der Grundlage einer natürlich erscheinenden Ordnung begründet und deren hegemonialer Ursprung relativiert (vgl. Eggers 2009, 57). «Indem ein *weiss* geprägtes und definiertes epistemisches Wissen über markierte *Andere* erzeugt und legitimiert wird, wird auch die Normalität und Normativität einer hierarchischen komplementären rassifizierten Ordnung verankert und tradiert.» (Eggers 2009, 61) Gleichzeitig bleibt die *weisse* hegemoniale Position im Prozess des *Othering* unmarkiert. Zudem werden die Prozesse der 'Rassenkonstruktion' durch die asymmetrischen Machtverhältnisse gestützt (vgl. Weiss 2013, 28).

Die Konstruktion von rassistischen Differenzen folgt nebst biologistisch-naturalisierenden auch kulturalisierenden Begründungsmustern. Im Neorassismus und kulturellen Rassismus werden die biologisch-genetisch konstruierten Unterschiede durch die Unterschiede zwischen den Kulturen, Nationen und Staaten abgelöst (vgl. Degele 2008, 95). Genaugenommen handelt es sich deshalb nicht um einen neuen Rassismus, vielmehr wird eine neue Gewichtung der Herabwürdigung und Ausgrenzung festgestellt. Eine grundsätzliche Unvereinbarkeit kultureller, nationaler und staatlicher Differenzen wird hervorgehoben und essentialistisch begründet (vgl. Weiss 2013, 26). Der Begriff der Kultur dient zum einen dazu, rassistische Zuschreibungen zu verschleiern, zum anderen Differenzen in Form eines positiven Rassismus zu reproduzieren (vgl. ebd., 27).

Vorstellungen von der Differenz zwischen einheimischen Staatsangehörigen und Ausländer_innen werden seit der Herausbildung moderner Staatlichkeit über die Konstruktion einer nationalen Einheit und Einheitlichkeit geteilt.

Die Zugehörigkeit zur Gesellschaft wird entlang ethnisierender und rassifizierender Zuschreibungen rhetorisch als auch politisch geführt. Die Zuordnung zur Staatszugehörigkeit verläuft nach dem Abstammungsprinzip. Hark und Villa (2018) haben die Frage *Wo kommst du her?* diesbezüglich diskutiert. Sie beziehen sich dabei auf die Position des «Outsider Within» der Soziologin Patricia Hill Collins. Diese Positionierung beschreibt die Komplexität biographischer Verortungen und die daraus resultierenden vielfachen sozialen Positionierungen. Dabei wird einerseits betont, wie wir diese Positionierungen selber gestalten und erst recht, wie wir das Bewusstsein und unsere

Haltung in diesen Auseinandersetzungen mit diesen Positionen gestalten und verändern können. So könnte also die Antwort auf die gestellte Frage lauten: «Ich habe einen Migrationshintergrund.» (Hark/Villa 2018, 115) Hark beschreibt ihren Migrationshintergrund in verschiedenen Hinsichten: Als sie im Saarland geboren wurde, gehörte dieses Bundesland noch nicht zur Bundesrepublik Deutschland. Sie wäre demnach streng genommen zugewandert. Sie hat als erste in der Familie eine akademische Laufbahn eingeschlagen und lebt ausserdem ein lesbisches Leben. All diese vielfältigen Fremdheits- und Migrationserfahrungen beeinflussen die Überlegungen zur Beantwortung der oben gestellten Frage (vgl. Hark/Villa 2018, 115).

Die Abstammung hat sich zum dominanten Bestimmungsfaktor der Einbürgerung entwickelt. Sie entfaltet auf der Grundlage der staatlichen Definitionsmacht ihre Abgrenzungswirkung, die in ihrer Ausrichtung als völkisch-rassistisch bezeichnet werden kann (vgl. Küster 2007, 208). Die Debatte über Migration wird mit Argumentationen der Störung des sozialen Friedens und der Verschärfung gesellschaftlicher Ungleichheitslagen durch den unbegrenzten Zugang von *Fremden* geführt (vgl. ebd., 193). Über wiederkehrende formelhafte Aussagen wie die *Parallelgesellschaft* oder *Das Boot ist voll* erfolgt auf der Repräsentationsebene die Konstruktion des *Fremden*. Das rassifizierte Konzept der nationalen Einheitlichkeit sowie Mechanismen der Zugehörigkeit oder des Ausschlusses werden entlang der Abstammung politisch als auch medial bestärkt. Fremdheit entwickelt sich so «[...] von einer staatsrechtlich-ordnungspolitisch, föderativ und sozialökonomisch handlungsleitenden Kategorie zu einem primär völkisch und deutsch-national verstandenen Ausschlusskriterium» (Küster 2007, 208).

Rassismus ist strukturell und diskursiv eingelagert und wird im gesellschaftlichen Mainstream und durch die sozialen Praktiken der Akteur_innen (re-)produziert.

3.3 Ebene der Identitätskonstruktionen

Im Anschluss an die Ausführungen der strukturellen Ebene und der Repräsentationsebene werden folgend Identitätskonstruktionen und Prozesse der Subjektivierung beschrieben. Während sozialkonstruktivistische Theorien die Herstellung von Identitäten in einem interaktiven Prozess verorten, beziehen sich dekonstruktive Ansätze auf die Wirkkraft von Diskursen im Prozess der Subjektivierung. Beiden Ansätzen ist gemein, dass sie Identitäten als konstruiert und sozial hergestellt begreifen.

3.3.1 Doing difference

In sozialkonstruktivistischen Theorien werden Interaktionen als soziale Prozesse verstanden, in denen Differenzierungen, Kategorisierungen und Zuschreibungen hergestellt werden. Konstruktion wird als situatives, alltägliches, meist unbewusstes Handeln begriffen. Im Anschluss an Goffman (1969) und Garfinkel (1969) wird Konstruktion als prozesshaft, intersubjektiv und interaktiv konzipiert (vgl. Pühl [u.a.] 2004, 16). In interaktionistischen Theorien wird die soziale Konstruktion von Geschlecht mit dem *doing gender*-Ansatz hergeleitet und begründet. Geschlecht wird darin als interaktive und situationsspezifische Konstruktionspraxis beschrieben (vgl. Degele 2008, 80f.). In der Folge wird der Ansatz über die Geschlechterkonstruktion hinaus erweitert und die Herstellung von weiteren Differenzkategorien findet im *doing difference*-Ansatz von Fenstermaker und West (1995) Berücksichtigung. Mit dem *doing difference*-Ansatz wird auf die Verwobenheit von Kategorien bei der Konstruktion von Identitäten hingewiesen, nämlich auf die gleichzeitige Entstehung und Wirkung von Klasse, Geschlecht und 'Rasse', woraus vielfältige Formen sozialer Ungleichheit resultieren (vgl. Fenstermaker/West 2001, 237ff.).

3.3.2 Identitätskonstruktion als diskursive und performative Praxis

Dekonstruktive Ansätze gehen ebenfalls von Durchkreuzungen verschiedener Identitätskategorien aus. So überschneidet sich die Geschlechtsidentität mit 'rassischen', sexuellen und klassenspezifischen Modalitäten (vgl. Butler 1991, 18). *Frausein* bedeutet für eine Schwarze, lesbische Lehrerin etwas anderes als für eine *weisse*, heterosexuelle Sozialhilfeempfängerin. Identität ist also spezifischer, als es die einzelnen Kategorien suggerieren (vgl. Villa 2003, 39). Die verschiedenen Identitäten lassen sich nicht einfach additiv zur Kategorie *Frau* dazuzählen (vgl. Butler 1991, 18).

Dekonstruktive Ansätze verstehen Subjekte als durch Eingebundenheit in spezifische diskursive Kontexte erzeugt (vgl. Villa 2008, 218). Dabei steht die Annahme im Vordergrund, dass Diskurse gesellschaftliche Wirklichkeiten und Bedeutungen produzieren und identitätsbildend wirken. Diskurse bieten den Individuen bestimmte Positionierungen und Identifizierungen an, wie zum Beispiel *weiblich* und *heterosexuell* (vgl. Plösser 2005, 92). Durch die Performativität der Sprechakte und durch ständige Wiederholungen werden Subjekte mittels Anrufungen ins Leben gerufen (vgl. Butler 2001, 8). Anrufungen operieren durch bestehende Subjektpositionen. Die Individuen werden in bereits bestehende Subjektpositionen platziert und in der Anrufung aufgefordert, eine Bezeichnung anzunehmen und sich damit zu identifizieren (vgl. Villa 2008, 218ff.).

Der Prozess des Unterworfenwerdens durch Macht und zugleich der Subjektwerdung wird als Subjektivation bezeichnet (vgl. Butler 2001, 8). Kennzeichnend für diesen Prozess ist die gleichzeitige Unterwerfung unter gesellschaftliche und diskursive Normen und den Glauben an individuelle Autonomie (vgl. Villa 2003, 159). Butler unterscheidet grundlegend zwischen Subjekt und Individuum: Während das Subjekt «[...] als sprachliche Kategorie [...], als in Formierung begriffene Struktur» (Butler 2001, 15) aufzufassen ist, bezeichnet das Individuum den Ort des Subjekts. «Das Subjekt ist die sprachliche Gelegenheit des Individuums, Verständlichkeit zu gewinnen und zu reproduzieren, also die sprachliche Bedingung seiner Existenz und Handlungsfähigkeit.» (ebd.)

Bei Butler ist die Konstituierung des Subjekts deshalb auch niemals vollendet – der Horizont an Möglichkeiten, was ein Subjekt sein kann, ist unabgeschlossen (vgl. Villa 2003, 44). Identitätskategorien und -anrufungen beinhalten für Butler jedoch nicht nur einen beschreibenden, sondern immer auch einen normativen und ausschliessenden Charakter (vgl. Butler 1993a, 49; Villa 2003, 47). Butler sieht in der Reduktion des Individuums auf eine einzige Identitätskategorie ein zentrales Problem, nämlich der Ausschluss als etwas, was man nicht ist. Zeitweilig ist ein Name alles was man ist: *Mutter, Schwuler, Ausländer_in, Jude*, usw. Somit werden die konkrete Vielfalt und Besonderheit eines jeden Individuums überblendet zugunsten eines Titels, bei welchem die eine Anrufung wirkt (vgl. Villa 2003, 48).

Butler problematisiert Ausschlüsse im Rahmen der Subjektivation noch in einem weiteren Sinn. Indem sich Subjekte durch Ausschliessungen konstituieren, wird immer auch das, was nicht angerufen wird, unsichtbar gemacht, was jedoch trotzdem zu dem gehört, was man als Subjekt ist (vgl. ebd.). Erst durch diese Ausschlüsse zeigt der Diskurs seine Macht, indem er die Individuen durch den angedrohten Ausschluss zwingt, die angebotenen Positionen anzunehmen, bzw. indem er den verworfenen Positionen den Subjektstatus verweigert (vgl. Plösser 2005, 99). So ist beispielsweise im Kontext hegemonialer Diskurse eine eindeutige Geschlechtsidentität und ein heterosexuell ausgerichtetes Begehren anerkannt und gefordert (vgl. Villa 2008, 218).

Identitäten werden als Effekte politischer und diskursiver Strukturen angesehen (vgl. Villa 2003, 108). Gleichzeitig werden die Anrufungen nicht als gänzlich bestimmend verstanden. So verweist Butler auf die Handlungsfähigkeit des Subjekts, sich widersprüchlich, uneindeutig oder widerständig zu bestehenden hegemonialen Subjektkonstruktionen zu positionieren (vgl. ebd., 55ff.). Sprache wird darin als diskursiver Austragungsort gesehen, hierarchisch konnotierte Bezeichnungen als Selbstbezeichnungen offensiv zu verwenden und somit mit dieser Möglichkeit des Sprechaktes aktiv Widerstand zu leisten (vgl. ebd., 36).

In diesem Kapitel wurde dargelegt, dass eine intersektionale Perspektive einen Analyseblick enthält, um Differenzkategorien auf ihre Verwobenheit mit anderen Differenzkategorien wahrzunehmen. Dabei hat sie einen kritischen Blick gegenüber vorherrschenden Macht- und Differenzverhältnissen. Es wurde erläutert, dass Wechselwirkungen zwischen der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen mit der Ebene der symbolischen Repräsentationen und der Ebene der Identitätskonstruktionen stattfinden. Identitäten werden diskursiv und abhängig von der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen und der Ebene der symbolischen Repräsentationen hervorgebracht.

Auf die Soziale Arbeit bezogen bedeutet dies, dass in sozialen Praktiken Identitäten, Repräsentationen und Strukturen als hervorgebracht verstanden werden. Die Performativität der handelnden Person wird als bewusste Handlungsstrategie angesehen (vgl. Winker/Degele 2009, 66).

In Bewusstsein dieser machtvollen Rolle, wird im nächsten Kapitel über das Potenzial einer intersektionalen Perspektive für die Soziale Arbeit diskutiert. Schliesslich soll aufgezeigt werden, was Intersektionalität als reflexive Perspektive im Umgang mit Differenzverhältnissen für die Soziale Arbeit beitragen kann.

4 BEITRAG EINER INTERSEKTIONALEN PERSPEKTIVE FÜR DIE SOZIALE ARBEIT

Eine intersektionale Perspektive in der Sozialen Arbeit soll in der Lage sein, die wechselhaften Macht- und Differenzverhältnisse auf unterschiedlichen Handlungsebenen zu erkennen und differenzierte Handlungsstrategien für Professionelle der Sozialen Arbeit zu entwickeln. Dafür sind neben Orten der Autokritik¹⁴ und der Selbstreflexion, Kritik am gesellschaftlichen Normsystem und ein Veränderungswillen für gesellschaftliche, strukturell verankerte Ungleichheitsmechanismen gefordert (vgl. Busche/Stuve 2012, 3).

In diesem Kapitel werden vier verschiedene Möglichkeiten einer intersektionalen Reflexionsperspektive für die Soziale Arbeit vorgestellt:

Erstens wird Intersektionalität als dekonstruktive Haltung ausgeführt (Kapitel 4.1), zweitens als Perspektive zur Selbstreflexion (Kapitel 4.2). In der dritten Perspektive wird Intersektionalität als Autokritik beschrieben (4.3). Schliesslich wird Intersektionalität viertens als Reflexionsperspektive über Differenzkategorien vorgestellt (Kapitel 4.4).

Die Perspektiven richten sich an Professionelle der Sozialen Arbeit und beleuchten alle als zentralen Aspekt der Professionalität die Selbstreflexion. Sie lassen sich nicht auf ein spezifisches Handlungsfeld der Sozialen Arbeit festlegen, sondern können in verschiedenen professionellen Praxiszusammenhängen angewendet werden. Die Perspektiven sind einander ähnlich und können auch miteinander kombiniert werden.

4.1 Intersektionalität als dekonstruktive Haltung

Eine dekonstruktive Haltung in der Sozialen Arbeit heisst erstens, für die gesellschaftlichen und politischen Prozesse zu sensibilisieren, die Identitäten performativ entstehen lassen, die Zugehörigkeiten zu und Ausschlüsse aus Gruppen regeln, um sie zu verändern (vgl. Akka/Pohlmann 2007, 330). Haltung wird hier in philosophischer Weise benutzt, weil die Diskussion um Dekonstruktion sich auf sprachphilosophischer Ebene bewegt (vgl. Fegter et al. 2010, 234). Eine intersektionale Perspektive als dekonstruktive Haltung kritisiert binäre Entweder-Oder-Einteilungen wie *weisse/nicht weisse*, *Männlichkeit/Weiblichkeit*, *Heterosexualität/Homosexualität*, usw., indem historische Herstellungsprozesse erklärt und sichtbar gemacht werden (vgl. Busche/Stuve 2010, 282). Ausserdem kann eine solche Perspektive dazu beitragen, das eigene Verständnis davon, was normal und was als anders

¹⁴ Castro Varela hat diesen Begriff geprägt. Orte der Autokritik sollen die eigene Beteiligung an Dominanzstrukturen ebenso fokussieren wie das Kritisieren und Verändern von Strukturen (vgl. Castro Varela, 2012, 282).

gilt, über das was ein Mädchen oder eine Ausländerin ist, zu überdenken und die Definitionsmacht über die jeweiligen Kategorien stärker den Betroffenen zu überlassen (vgl. Plösser 2010, 230).

Unter einer dekonstruktiven Haltung wird zweitens eine ethisch motivierte soziale Praxis verstanden, die ständig danach strebt, «[...] dem_der Anderen gerecht zu werden, im gleichzeitigen Wissen, ihn_sie dabei mit jeder Benennung zu verfehlen.» (Fegter et al. 2010, 239) Sie unterscheiden dabei zwischen einer dekonstruktiven Haltung *en passant*¹⁵, die dazu beiträgt, Dekonstruktionen während konkreter Handlungssituationen zu ermöglichen und einer dekonstruktiven Haltung als *nachträgliche Praxis*, um allfällige Verdeckungen vorangehender Handlungen offen zu legen (vgl. ebd., 240).

Im Anschluss werden in Anlehnung an Fegter et al. (2010) und Busche/Stuve (2010) verschiedene Facetten einer dekonstruktiven Haltung mit möglichen Fragestellungen für Professionelle der Sozialen Arbeit beschrieben. Die Fragestellungen sollen einen Eindruck der dekonstruktiven Haltung vermitteln.

4.1.1 Ebene der gesellschaftlichen Strukturen

Auf der Ebene der sozialen Strukturen zeigt sich eine dekonstruktive Haltung im Eröffnen neuer institutioneller Räume, die neben bereits etablierte hegemoniale Räume gesetzt werden (vgl. Fegter et al. 2010, 241). In solchen Räumen sollen verdeckte Erfahrungen benannt werden und können so als ein *Danebensetzen* bisher ausgeblendeter Bedeutungen lesbar sein (vgl. ebd.). Als konkretes Beispiel kann die Eröffnung von sogenannten Empowerment-Räumen für benachteiligte Personen genannt werden mit dem Ziel, einander zu stärken. Da auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen Dekonstruktionen *en passant* nicht möglich sind, können nur Fragestellungen für die *nachträgliche Praxis* ausgeführt werden.

Mögliche Fragestellungen für die *nachträgliche Praxis* können sein:

In welchem Ort/in welchem Bezirk befindet sich die soziale Einrichtung? Für wen ist die Einrichtung zugänglich, für wen nicht? Welche Zielgruppe wird mit Werbematerial angesprochen? Welche Personen sind in den Broschüren der Einrichtung repräsentiert? Welche Personen werden durch die Angebote der Einrichtung nicht angesprochen? In welchen Sprachen sind die Flyer für die Einrichtung erhältlich? Durch welche Positionen

¹⁵ Französisch für nebenbei, beiläufig, im Vorübergehen. Mit *en passant* ist in diesem Text der konkrete Handlungsvollzug gemeint (vgl. Fegter et al. 2010, 240).

wird die Institution repräsentiert? Welche Vorannahmen liegen den Konzepten bezüglich der Zielgruppen zu Grunde (vgl. Fegter et al. 2010, 245)?

4.1.2 Ebene der symbolischen Repräsentationen

Hier können verschiedene *Räume der Artikulation* und *Räume des Experimentierens* Bezugspunkte sozialarbeiterischen Handelns *en passant* sein, in denen eine dekonstruktive Haltung zum Ausdruck kommt (vgl. Fegter et al. 2010, 242). Konkret bedeuten *Räume der Artikulation* inhaltlich, die Thematisierung randständiger bzw. nicht-benannter Themen. Methodisch zeigt sich eine dekonstruktive Haltung, indem Fragen gestellt und Gespräche ermöglicht werden, anstatt dass erklärt und vorgetragen wird. Gleichzeitig braucht es eine Verbindung zwischen der inhaltlichen und methodischen Praxis (vgl. ebd.). In *Räumen des Experimentierens* können sich Professionelle der Sozialen Arbeit durch eine Praxis des Aufdeckens beispielsweise dafür entscheiden, ausschliesslich in der weiblichen Sprachform zu sprechen. Dadurch wird das im hegemonialen Sprachgebrauch Verdeckte sichtbar gemacht (vgl. ebd.).

Mögliche Fragestellungen für die *nachträgliche Praxis* können sein:

Wie wird über Adressat_innen gesprochen? Von welchen Normen und Werten wird dabei ausgegangen? Über welche Adressat_innen wird häufig/wenig gesprochen? Wie werden Adressat_innen dargestellt? Welche Methoden bilden konzeptionelle Standards? Welche Themen werden durch die eingesetzten Methoden ausgeblendet? Welche Themen werden durch die Methodenwahl in ihrer (dominanten) Position bestärkt? Wie setzt sich das Team der sozialen Einrichtung zusammen? Welche Identitätspositionen sind (nicht) vertreten? Wer gilt im Team als Expert_in für welche Themen? Wer besetzt welche Position(en)? Nach welchen Kriterien werden Aufgabenbereiche im Team verteilt? Wie sind die Sprecher_innenanteile bei Teamsitzungen aufgeteilt? Wer repräsentiert wen (vgl. Fegter et al. 2010, 245)?

4.1.3 Ebene der Identitätskonstruktionen

Als Teil einer dekonstruktiven Haltung *en passant* in Bezug auf Adressat_innen kann das Eingeständnis gelten, dass es unmöglich ist, den Anderen bzw. die Andere und seine_ihre Bedürfnisse zu erkennen (vgl. Fegter et al. 2010, 243ff.). Für Professionelle der Sozialen Arbeit kann diese Haltung einerseits Verunsicherung auslösen, die mit dem Eingeständnis begrenzten Wissens und Nicht-Erkennens einhergeht. Andererseits können sich Professionelle der Sozialen Arbeit auf diese Weise prozesshaft immer wieder aufs Neue auf die Selbstentwürfe der Adressat_innen einstellen, ihre Zielformulierungen immer wieder

modifizieren und hinterfragen. Fegter et al. (2010) plädieren dafür, einen gelassenen Umgang mit Unsicherheiten und Nicht-Wissen zu finden und dies nicht als defizitär zu begreifen, sondern als Ausdruck von Gesellschaft. Dieses Nicht-Wissen soll darum nicht als Begründung eines Handlungsabbruchs seitens der Professionellen gesehen werden, sondern als Entstehungspotenzial von Unvorhergesehenem (vgl. ebd., 243).

Mögliche Fragestellungen für die *nachträgliche Praxis* können sein:

Wen spreche ich in meinen Angeboten an? Welche Identitäten kommen in meinen Adressierungen (nicht) vor? Welche Personengruppen werden ausgeschlossen? Welche Identitäts- und Differenzkategorien finden besondere Aufmerksamkeit und warum? Wie begegne ich den Adressat_innen in meinem Handlungsfeld? Welche Ziele verfolge ich mit meinem sozialarbeiterischen Handeln? Welche Vorannahmen und Normativitäten liegen diesen Zielen zu Grunde (vgl. Fegter et al. 2010, 244)?

4.2 Intersektionalität als Selbstreflexion

Eine intersektionale Perspektive als Möglichkeit der Selbstreflexion einzunehmen umfasst die Analyse von Diskriminierungs- und Ausgrenzungsprozessen auf verschiedenen Ebenen.

Gross schlägt vor, an den Diskriminierungserfahrungen der Adressat_innen anzusetzen, um eine Auseinandersetzung mit gesellschaftlichen Verhältnissen und der eigenen Verstrickung mit diesen Verhältnissen zu ermöglichen (vgl. Gross 2014, 174). Dabei sollen die verschiedenen Ebenen der Ungleichheitserfahrung auseinandergehalten werden, weil Adressat_innen in der Regel wenig oder keine Möglichkeiten haben, beispielsweise auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen Klassenverhältnisse zu verändern. Dennoch können die Wirkungen von Klassenverhältnissen auf ihre eigenen Identitätskonstruktionen in Frage gestellt oder problematisiert werden. Dabei ist immer zu betonen, dass Professionelle ebenso mit den gesellschaftlichen Differenzverhältnissen, Normen und Normalitätskonstruktionen verwoben sind: Es existiert keine Positionierung, die jenseits dieser Verstrickung mit Macht- und Herrschaftsverhältnissen anzusiedeln wäre (vgl. ebd., 175). Professionelle sind oft selber nicht aktiv, wenn es darum geht, sich gegen homophobe, sexistische oder rassistische Äusserungen und Zuschreibungen zu positionieren. Dies resultiert zumeist daraus, nicht selbst davon betroffen zu sein und führt dazu, Hierarchisierungen von Herrschaftsverhältnissen absichtlich oder unabsichtlich nicht wahrzunehmen (vgl. ebd., 176).

Im Folgenden werden gemäss Gross (2014) mögliche Fragestellungen aufgeführt, die sich auf die Ebene der gesellschaftlichen Strukturen, die Ebene der symbolischen Repräsentationen und die Ebene der Identitätskonstruktionen beziehen. Die Fragestellungen bieten eine Auswahl an Möglichkeiten.

4.2.1 Ebene der gesellschaftlichen Strukturen

Auf der Ebene der gesellschaftlichen Strukturen können sich für Professionelle der Sozialen Arbeit folgende Fragen als wichtig erweisen:

Wie positioniert sich die soziale Einrichtung in ihren Leitbildern? Welche gesellschaftlichen Bilder in Bezug auf Familie werden gezeigt? Welche Materialien (Bilder, Filme, Bücher, usw.) sind in den Wartezimmern oder anderen Räumlichkeiten vorhanden? Ist eine prinzipielle Offenheit im Konzept verankert? Wird bei der Einstellung auf die Integration differenter Lebensstile und Herkunft geachtet? Ist eine Sensibilisierung für Diskriminierung konzeptionell verankert? Bestehen Weiterbildungen zur Diversität von Lebenswelten? Welche Strukturen werden eingesetzt, um verschiedene Identitätskonstruktionen zu ermöglichen? Nach welchen Differenzkategorien werden Adressat_innen in den sozialen Einrichtungen in Akten erfasst (vgl. Gross 2014, 180)?

4.2.2 Ebene der symbolischen Repräsentationen

Auf der Ebene der symbolischen Repräsentationen können sich Professionelle der Sozialen Arbeit folgende Fragen stellen:

Welche Normen und Bilder werden in vorhandenen Arbeitsmaterialien repräsentiert? Welche Methoden werden eingesetzt, um eine umfangreiche Beteiligung verschiedener Personen unterschiedlicher Herkunft, sexueller Orientierungen, Geschlechtszugehörigkeit, usw. zu repräsentieren? Welche Vorstellungen von einem *guten Leben* werden geteilt? Welche Normen werden bewusst oder unbewusst artikuliert? Welche Symboliken und Metaphern werden für Adressat_innen und ihre Lebenswelten benutzt (vgl. Gross 2014, 181)?

4.2.3 Ebene der Identitätskonstruktionen

Auf der Ebene der Identitätskonstruktionen können sich Professionelle folgende Fragen stellen:

Welche Identitätskonstruktionen werden in der sozialen Einrichtung ermöglicht oder ausgeschlossen? Welche Fragen werden zum Erfassen der Situation der Adressat_innen

in Bezug auf ihre Identitätskonstruktion gestellt? Welche Identitätsangebote werden gemacht, und welche sind unsichtbar und werden ausgeschlossen? Für welche Adressat_innen werden Angebote gemacht? Wird bei der Gestaltung von Angeboten an die Heterogenität innerhalb einer Differenzkategorie (z. B. Mädchengruppe) gedacht? Braucht es neben der Mädchengruppe noch eine Gruppe für lesbische Mädchen? Werden Adressat_innen bei den Überlegungen für Extraangebote einbezogen (vgl. Gross 2014, 180)?

4.3 Intersektionalität als Autokritik

Für eine kritische Betrachtung von Homogenisierungen und Hierarchisierungen in Praktiken der Sozialen Arbeit sind Räume notwendig, in denen eine Kultur aus Fehlerfreundlichkeit praktiziert wird. Dies äussert sich in einer Betrachtung der Intersektionalität als unabgeschlossener Prozess, der mehr Fragen als Antworten enthält (vgl. Busche/Stuve 2010, 282f.). Als Orte der Autokritik beinhalten diese Räume einerseits die Absicht auf politische Veränderung und andererseits das Wissen um die eigene Beteiligung an Dominanzstrukturen. «Orte der Autokritik sind kollektive Orte, an denen die Beteiligten sich Grundlagen schaffen, verändert in sich selbst einzugreifen und Strukturen zu kritisieren.» (Busche/Stuve 2010, 284) Dabei kann es sich um kollegiale Beratungen, politische Interventionen, szenische Nachbearbeitungen festgefahrener Situationen, sowie praxisbegleitende Weiterentwicklung von Arbeitskonzepten handeln (vgl. ebd.). Busche und Stuve (2010) stellen zwei Techniken zur Verfügung, die sie als Anleitungen für intersektionale Bildung und Sozialarbeit entwickelt haben, das *kontra-intuitive* Handeln und das *kontra-punktische* Lesen.

4.3.1 Kontra-intuitives Handeln

Beim *kontra-intuitiven* Handeln werden die Professionellen der Sozialen Arbeit aufgefordert, zunächst vom Impuls des Selbstverständlichen zurückzutreten. Dabei soll der Raum geöffnet werden für Wahrnehmungen, die konträr zum Selbstverständlichen verlaufen. So sollen Kreisläufe unterbrochen werden, die auf eine permanente Reproduktion von Verhältnissen hinauslaufen, die von Dominanz- und Machtbeziehungen strukturiert sind, gerade auch zwischen Professionellen und Adressat_innen (vgl. Busche/Stuve 2010, 284). Als Voraussetzung für das kontra-intuitive Handeln führen Busche und Stuve eine weitere Technik ins Feld, das *kontra-punktische* Lesen.

4.3.2 Kontra-punktisches Lesen

Beim *kontra-punktischen* Lesen geht es um das Wissen, dass Herrschafts- und Dominanzverhältnisse historisch entstanden und eingebunden sind. Daraus sollen die eigenen professionellen sozialen Wirklichkeiten und die der Adressat_innen verstanden werden. Weil sich das Ergebnis nicht immer offensichtlich darstellt, ist es hier notwendig, Zwischentöne zu erkennen und ein Verständnis dafür zu entwickeln, gegen den Strich zu lesen (vgl. ebd. 2010, 284). So soll mit jener Methode der Blick zunächst auf das nicht Gesagte, nicht Gezeigte, nicht Geschriebene gerichtet werden, um «[...] die Leerstellen anfüllen zu können mit der Bedeutung dessen, was nicht gesagt wird und der Bedeutung dessen, warum es nicht gesagt wird» (Busche/Stuve 2010, 284).

4.4 Intersektionalität als Reflexion über Differenzkategorien

Als vierte Möglichkeit wird Intersektionalität neben einer dekonstruktiven Haltung, der Selbstreflexion und der Autokritik in diesem Kapitel als eine Reflexion über die kategorialen Zugangsweisen zu Differenzkategorien nach McCall (2005) vorgeschlagen.

Als Nächstes werden die drei kategorialen Zugangsweisen als Reflexionsmöglichkeit für die Soziale Arbeit aufgeschlüsselt.

4.4.1 Anti-kategoriale Zugangsweise

Die *anti-kategoriale* Zugangsweise verweist auf das Dilemma Sozialer Arbeit, Differenzkategorien zu verwenden, um soziale Ungleichheit aufzuzeigen, und gleichzeitig Zuschreibungen und Ausschlüsse zu (re-)produzieren. Die dekonstruktiv ausgerichtete anti-kategoriale Perspektive kann insofern für die Soziale Arbeit nutzbar gemacht werden, als dass Kategorien als konstruiert zu betrachten und Stereotypisierungen zu reflektieren sind. Gesellschaftlich hergestellte Differenzkategorien müssen in Bezug auf die Selbstentwürfe der Adressat_innen reflexiv thematisiert werden (vgl. Weinbach 2009, 58).

Gleichzeitig bedarf es der Sensibilität, die von den Adressant_innen erfahrenen Ungleichheiten und Diskriminierungen anzuerkennen. So kann die Selbstaneignung von Kategorien und die politisch verwendete Selbstbezeichnung beispielsweise von People of Colour gleichfalls als Empowerment gelten (vgl. Ha 2007, 34ff.).

Weiter sensibilisiert der anti-kategoriale Ansatz gegenüber Zuschreibungen, die in der Arbeit mit Adressat_innen diskursiv und interaktiv verlaufen. Hieraus leitet sich das Erfordernis an die Professionellen ab, eine selbstkritische Perspektive in Bezug auf

hegemoniale Vorannahmen und Bilder einzunehmen sowie die eigene soziale Positionierung zu reflektieren. Dies bedeutet jedoch nicht, alle Adressat_innen *gleich* zu sehen, um die Gefahr von Zuschreibungen von vornherein zu vermeiden. Was zunächst respektabel klingt, wird dann problematisch, wenn eine solche Haltung zu einer *Differenzblindheit* gegenüber sozialer Benachteiligung führt (vgl. Leiprecht 2010, 98).

4.4.2 Intra-kategoriale Zugangsweise

Die *intra-kategoriale* Zugangsweise erfasst die Heterogenität sozialer Gruppen. Dadurch wird verdeutlicht, dass soziale Gruppenzuordnungen nach Klasse, Geschlecht oder 'Rasse' in sich bereits heterogen strukturiert sind. Die intra-kategoriale Perspektive beschäftigt sich weitergehend mit Fragen der Identität und Subjektivität und betrachtet die Positionen, Lebenslagen und Deutungsmuster der Individuen (vgl. Walgenbach 2012, 26).

Bezogen auf die Soziale Arbeit bedeutet die intra-kategoriale Perspektive, Adressat_innen nicht als homogene Gruppen zu konzeptualisieren, sondern die Heterogenität wahrzunehmen und sensibel gegenüber Vereinheitlichungen und Zuschreibungen zu sein. Dies bezieht sich sowohl auf die grossen Differenzkategorien (*die* Migrant_innen), wie auch auf die kleineren Differenzkategorien (*die* männlichen Jugendlichen mit somalischem Migrationshintergrund in einer benachteiligten Klassenlage) (vgl. Leiprecht 2010, 102).

4.4.3 Inter-kategoriale Zugangsweise

Die *inter-kategoriale* Zugangsweise macht die Verwobenheit des Individuums innerhalb verschiedener Kategorien sichtbar. Diese Zugangsweise zeigt auf, dass jedes Individuum von einer Vielzahl von Identitätskategorien durchkreuzt ist, die in einem Verhältnis zueinanderstehen und sich abhängig von der Art und Weise ihrer wechselseitigen Wirkung als Privilegien oder als Marginalisierungen darstellen. «Innerhalb der sozialen Strukturen existieren wir nicht einfach als Frau, sondern als differenzierte Kategorie wie Arbeiterin, Bäuerin, Migrantin. Jede Geschlechterkonfiguration hat ihre eigene historische und soziale Spezifik.» (Gutiérrez Rodríguez 1996, 170)

Auf die Soziale Arbeit übertragen beinhaltet die inter-kategoriale Zugangsweise von einer Basiskategorie ausgehend zu fragen, wie diese mit anderen Differenzkategorien zusammenhängt. So sollen Wechselwirkungen zwischen den Kategorien analysiert werden können (vgl. Czollek/Perko/Weinbach 2009, 56). Ergebnisse zu einer Differenzkategorie (z. B. 'Rasse') müssen in Verbindung mit anderen Differenzkategorien betrachtet werden (z. B. Klasse, Geschlecht). Als Alternative zu einer Entweder-Oder-Zugehörigkeit wird eine Sowohl-Als-Auch-Zugehörigkeit vorgeschlagen (vgl. Leiprecht 2010, 102).

5 SCHLUSSBETRACHTUNG

Soziale Arbeit beschäftigt sich mit sozialen Differenzverhältnissen, die entlang von Kategorien wie Klasse, Geschlecht und 'Rasse' hergestellt und aufrechterhalten werden (vgl. Heite/Vorriink 2013, 237). Dabei ist sie im Dilemma, einerseits Differenzen anzuerkennen, um auf Ungleichheit aufmerksam zu machen, und andererseits selber Differenzverhältnisse herzustellen und zu erhalten. Eine dekonstruktiv ausgerichtete intersektionale Perspektive kann für die Soziale Arbeit nutzbar gemacht werden, um Kategorien als konstruiert zu betrachten. Unter einer solchen Perspektive kommt der Sozialen Arbeit die Aufgabe zu, Zuschreibungen, Verengungen, Normen und Begrenzungen aufzuspüren und zu skandalisieren und somit mehr Raum für Verschiebungen und Veränderungen zu schaffen. Dabei soll ein Umgang mit Differenzen gelten, bei dem es weder allein um die Anpassung der Adressat_innen an die gesellschaftlichen Normen noch um die Anerkennung ihrer unterschiedlichen Lebenswelten, sondern immer auch um den Abbau gesellschaftlicher Diskriminierungen, Benachteiligungen und Ausschlüsse geht, die für die Betroffenen erst durch Differenzierungen entstehen (vgl. Plösser 2010, 230).

Eine intersektionale Perspektive kann für die Praxis der Sozialen Arbeit weitere wichtige Potenziale entfalten. So können Differenzverhältnisse kritisch in den Blick genommen werden und diese in Bezug auf die Adressat_innen und der eigenen Verstrickung als Professionelle reflektiert werden (vgl. Gross 2014, 181). Wesentlich ist dabei aufzuzeigen, dass Differenzverhältnisse nicht nur ausserhalb der Sozialen Arbeit stattfinden, sondern konstitutiver Bestandteil von Disziplin und Profession der Sozialen Arbeit sind (vgl. Heite/Vorriink 2013, 9). Daher ist es notwendig, die intersektionale Perspektive nicht ausschliesslich für die Adressat_innen der Sozialen Arbeit nutzbar zu machen, sondern den intersektionalen Analyseblick auch auf sich selbst als professionelle Fachkraft zu richten. Dadurch können subtile klassifizierende, vergeschlechtlichende und rassifizierende Momente hinterfragt werden, um Differenzverhältnisse dekonstruktiv zu bearbeiten (vgl. ebd.).

Eine intersektionale Perspektive versucht der Komplexität sozialer Realität Rechnung zu tragen. Sie hat Praktiken der Differenzierung und auch die Folgen für die Verteilung von Lebenschancen und Ressourcen von Adressat_innen im Blick (vgl. Riegel 2010, 85f.). Dabei kann sie Prozesse der sozialen Differenzierung hinsichtlich von Mechanismen des sozialen Ein- und Ausschlusses oder der Auf- und Abwertung reflektieren. Eine intersektionale Perspektive enthält sowohl einen Analyseblick, um Differenzkategorien auf

ihre Verwobenheit mit anderen Differenzkategorien wahrzunehmen, wie auch einen kritischen Blick gegenüber vorherrschenden Macht- und Differenzverhältnissen.

So sehr jedoch eine intersektionale Perspektive einen aussichtsreichen Zugang zur Komplexität sozialer Realität darstellt, so schwierig ist es auch, diese Perspektive für die Reflexion der alltäglichen professionellen Praktiken in ihrem gesamten Potenzial umzusetzen. Darum bleibt eine intersektionale Perspektive ein stets vorläufiges und unabgeschlossenes Projekt (vgl. ebd.).

Dennoch ist eine intersektionale Perspektive wichtig, um sich vorherrschende Differenzverhältnisse in ihren Interdependenzen überhaupt vorstellen zu können. Zudem bringt der Begriff Intersektionalität auf den Punkt, dass die vielfältigen Differenzverhältnisse miteinander verwoben und aufeinander bezogen sind. Demzufolge ist in der Sozialen Arbeit die Ebene der gesellschaftlichen Strukturen ebenso zu bedenken, wie die Ebene der symbolischen Repräsentationen, in denen sich Adressat_innen bewegen und ihre Identitäten konstruieren.

Da eine intersektionale Reflexionsperspektive disziplinübergreifende Erkenntnisinteressen verfolgt, muss Wissen aus weiteren Disziplinen einbezogen werden, die auf Konstruktionsmechanismen von Macht fokussieren, wie z. B. Gender Studies und Post-colonial Studies (vgl. Busche/Stuve 2010, 286). Diesbezüglich kann einerseits die Anerkennung von Diskriminierungserfahrungen zentral sein, andererseits braucht es einen dekonstruktiven Blick und ein performatives Verständnis von Differenzkategorien. Eine intersektionale Perspektive kann dazu sowohl analytisch und empirisch, wie auch konzeptionell und handlungspraktisch beitragen. Im Sinne einer herrschaftskritischen Sozialen Arbeit geht es darum, die Bedingungen zwischen Adressat_innen und Professionellen so zu verändern, dass ein verbündetes Arbeiten möglich ist (vgl. Heite/Vorriink 2013, 10).

In einer weiterführenden Arbeit könnte ein intersektionaler Fokus Macht- und Differenzverhältnisse *innerhalb* der Profession der Sozialen Arbeit betrachten. Welche Differenzverhältnisse herrschen unter Professionellen der Sozialen Arbeit in unterschiedlichen Tätigkeitsfeldern, wie z. B. auf einem Sozialdienst, im Gefängnis oder auf einer Kindes- und Erwachsenenbehörde? Welche Machtverhältnisse gibt es innerhalb eines Teams?

6 LITERATUR

- Akka, Abousoufiane/Pohlkamp, Ines (2007): Pädagogik der Oberfläche. Gender und Ethnizitäten in der antirassistischen Mädchen- und Jungenarbeit. In: Riegel, Christine/Geisen, Thomas (Hg.): Jugend, Zugehörigkeit und Migration. Subjektpositionierung im Kontext von Jugendkultur, Ethnizitäts- und Geschlechterkonstruktionen. Wiesbaden: VS-Verlag für Sozialwissenschaften. S. 323-342.
- Arndt, Susan (2009): Weißsein. Die verkannte Strukturkategorie Europas und Deutschlands. In: Eggers, Maureen Maisha [u.a.]: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: UNRAST-Verlag. S. 24-28.
- Barlösius, Eva (2004): Kämpfe um Soziale Ungleichheit. Machttheoretische Perspektiven. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH.
- Baron, Christian/Steinwachs, Britta (2012): Faul, Frech, Dreist. Die Diskriminierung von Erwerbslosigkeit durch BILD-Leser*innen. Münster: edition assemblage.
- Becker-Schmidt, Regina (1987b): Frauen und Deklassierung. Geschlecht und Klasse. In: Ursula Beer (Hg.): KlasseGeschlecht. Feministische Gesellschaftsanalyse und Wissenschaftskritik. Bielefeld: AJZ-Verlag.
- Böhnisch, Lothar /Schröer, Wolfgang /Thiersch, Hans (2005): Sozialpädagogisches Denken: Wege zu einer Neubestimmung. Weinheim und München: Juventa Verlag GmbH.
- Bourdieu, Pierre (1988): Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft. Frankfurt am Main: Suhrkamp. 2. Auflage.
- Brah, Avtar/Phoenix, Anne (2004): Ain't I a woman? Revisting Intersectionality. In: Journal of International Women's Studies 5(3). S. 75-86.
- Bublitz, Hannelore (1992): Geschlecht. In: Korte, Hermann/Schäfers, Bernhard (Hg.): Einführung in die Hauptbegriffe der Soziologie. Opladen: Leske + Budrich.
- Bublitz, Hannelore (2003): Diskurs. Soziologische Themen. Einsichten. Themen der Soziologie. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Bundesamt für Statistik (2015): Statistischer Sozialbericht Schweiz 2015. Sektion DIAM, Prepress/Print. Neuenburg.
- Busche, Mart/Stuve, Olaf (2010): Bildungs- und Sozialarbeit intersektional erweitern. In: Riegel, Christine/Scherr, Albert/Stauber, Barbara (Hg.): Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte. VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. S. 271-288.

Busche, Mart/Stuve, Olaf (2012): Intersektionalität und Gewaltprävention. URL: www.portal-intersektionalität.de [Zugriffsdatum: 04.04.2019].

Butler, Judith (1991): Das Unbehagen der Geschlechter. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (1993a): Kontingente Grundlagen. Der Feminismus und die Frage der Postmoderne. In: Benhabib, Seyla/Butler, Judith/Cornell, Drucilla/Fraser, Nancy (Hg.): Der Streit um Differenz. Feminismus und Postmoderne in der Gegenwart. Frankfurt/M.: S. Fischer. S. 31-58.

Butler, Judith (1997): Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

Butler, Judith (2001): Psyche der Macht. Das Subjekt der Unterwerfung. Frankfurt/Main: Suhrkamp Verlag.

Castro Varela, Maria do Mar (2012): Postkolonialer Feminismus und die Kunst der Selbstkritik. In: Gutiérrez Rodríguez, Encarnación/Steyerl, Hito (Hg.): Spricht die Subalterne deutsch. Migration und postkoloniale Kritik. Münster. UNRAST-Verlag. S. 270-290.

Chassé, Karl August (2010): Unterschichten in Deutschland, Materialien zu einer kritischen Debatte, Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlag GmbH.

Czollek, Lea Carola/Perko, Gudrun/Weinbach, Heike (2009): Lehrbuch Gender und Queer. Grundlagen, Methoden und Praxisfelder. Weinheim und München. Juventa Verlag.

Crenshaw, Kimberlé (1989): Demarginalizing the Intersection of Race and Sex: A Black Feminist Critique of Antidiscrimination Doctrine. In: The University of Chicago Legal Forum.

Davis, Kathy (2010): Intersektionalität als «Buzzword»: Eine wissenschaftssoziologische Perspektive auf die Frage: «Was macht eine feministische Theorie erfolgreich?» In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien GmbH. S. 55-68.

De Beauvoir, Simone (1992): Das andere Geschlecht. Sitte und Sexus der Frau. Reibek: Rowohlt Verlag GmbH. Hamburg.

Degele, Nina (2008): Gender/Queer Studies. Eine Einführung, Paderborn: Wilhelm Fink GmbH & Co. Verlags-KG.

Derrida (1967): De la grammatologie. Paris: Ed. de Minuit.

Eggers, Maureen Maisha (2009): Rassifizierte Machtdifferenz als Deutungsperspektive in der kritischen Weißseinsforschung. In: Eggers, Maureen Maisha [u.a.]: Mythen, Masken und Subjekte. Kritische Weißseinsforschung in Deutschland. Münster: UNRAST-Verlag. S. 56-72.

Fegter, Susann/Geipel, Karen/Horstbrink, Janina (2010): Dekonstruktion als Haltung in sozialpädagogischen Handlungszusammenhängen. In: Kessler, Fabian/Plösser, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. Wiesbaden 2010. S. 233-248.

FeMigra [Feministische Migrantinnen] (1994): Wir, die Seiltänzerinnen. Politische Strategien von Migrantinnen gegen Ethnisierung und Assimilation. In: Eichhorn, Cornelia/Grimm, Sabine (Hg.): Gender Killer. Texte zu Feminismus und Politik, Berlin/Amsterdam: Edition ID-Archiv. S. 49-63.

Fenstermaker, Sarah/West, Candance (2001): «Doing Difference» revisited. Probleme, Aussichten und der Dialog in der Geschlechterforschung. In: Heintz, Bettina (Hg.): Geschlechtersoziologie, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH. S. 236-249.

Gottschall, Karin (2000): Soziale Ungleichheit und Geschlecht. Kontinuitäten und Brüche, Sackgassen und Erkenntnispotentiale im deutschen soziologischen Diskurs. Opladen: Leske + Budrich.

Gross, Melanie (2014): Intersektionalität. Reflexionen über konzeptionelle und theoretische Perspektiven für die Jugendarbeit. In: Langsdorff, Nicole (Hg.): Jugendhilfe und Intersektionalität. Berlin und Toronto: Opladen UniPress. S. 170-183.

Gutiérrez Rodríguez, Encarnación (1996): Frau ist nicht gleich Frau, nicht gleich Frau...Über die Notwendigkeit einer kritischen Dekonstruktion in der feministischen Forschung. In: Fischer, Ute Luise/ Kampshoff, Marita et al. (Hg.): Kategorie: Geschlecht. Empirische Analysen und feministische Theorien. Opladen: Leske + Budrich. S. 163-190.

Ha, Kein Nghi (2007): People of Color – Koloniale Ambivalenzen und historische Kämpfe. In: Ha, Kein Nghi/al-Samarai, Nicola Lauré/Mysorekar, Heila (Hg.): re/visionen. Postkoloniale Perspektiven von People of Color auf Rassismus, Kulturpolitik und Widerstand in Deutschland. Münster: UNRAST-Verlag. S. 31-40.

Hark, Sabine (2007): Kommentar III. Symbolisch-diskursive Ordnungen: Geschlecht und Repräsentation. In: Hark, Sabine (Hg.): Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie, 2. Aktualisierte und erweiterte Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. S. 165-171.

Hark, Sabine /Villa, Paula-Irene (2018): Unterscheiden und Herrschen. Ein Essay zu den ambivalenten Verflechtungen von Rassismus, Sexismus und Feminismus in der Gegenwart. Bielefeld: Transcript Verlag.

Heite, Catrin/Vorriink, Andrea J. (2013): Soziale Arbeit, Geschlecht und Ungleichheit – die Perspektive Intersektionalität. In: Sabla, Kim-Patrick/Plößer, Melanie (Hg.): Gendertheorien und Theorien Sozialer Arbeit. Bezüge, Lücken und Herausforderungen. Leverkusen: Barbara Budrich. S. 237-253.

Herrera Vivar, Maria Teresa /Rostock, Petra /Schirmer, Uta /Wagels, Karen (2016): Über Heteronormativität. Auseinandersetzungen um gesellschaftliche Verhältnisse und konzeptionelle Zugänge. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

Jungwirth, Ingrid/Scherschel, Karin (2010): Ungleich prekär – zum Verhältnis von Arbeit, Migration und Geschlecht. In: Manske, Alexandra/Pühl, Katrina (Hg.): Prekarisierung zwischen Anomie und Normalisierung. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 110-132.

Jungwirth, Ingrid (2011): Geschlechtliche Konfigurationen in grenzüberschreitenden Berufsverläufen von Migrantinnen. In: Smykalla, Sandra/Vinz, Dagmar (Hg.): Intersektionalität zwischen Gender und Diversity. Theorien, Methoden und Politiken einer Chancengleichheit. 2. Aufl. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 181-198.

Kemper, Andreas/Weinbach, Heike (2009): Klassismus. Eine Einführung. Münster: UNRAST-Verlag.

Kessl, Fabian/Plösser, Melanie (2010): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH.

Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli (2007): Achsen der Ungleichheit – Achsen der Differenz: Verhältnisbestimmungen von Klasse, Geschlecht, «Rasse»/Ethnizität. In: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun-Axeli/Saurer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/Main: Campus Verlag GmbH. S. 19-41.

Kohlmorgen, Lars (2004): Regulation, Klasse, Geschlecht. Die Konstituierung der Sozialstruktur im Fordismus und Postfordismus. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot.

Körper, Karen (1998): Ethnizität und Wohlfahrtsstaat. In: Berger, Peter A./Vester, Michael: Alte Ungleichheiten. Neue Spaltungen. Opladen: Leske + Budrich. S. 351-362.

- Küster, Sybille (2007): Staatsangehörigkeit in Deutschland: Historische Aspekte der Nationalisierung und Ethnisierung von «Fremdheit». In: Klinger, Cornelia/Knapp, Grudrun-Axeli/Saurer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/Main. Campus Verlag GmbH. S. 193-234.
- Lamp, Fabian (2010): Differenzsensible Soziale Arbeit – Differenz als Ausgangspunkt sozialpädagogischer Fallbetrachtung. In: Kessl, Fabian/Plösser, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. S. 201-217.
- Leiprecht, Rudolf (2010): Ist Intersektionalität ein nützliches Konzept, um unzulässige Verallgemeinerungen und stereotypen Schubladenbildungen in der Jugendforschung vorzubeugen? In: Riegel, Christine/Scherr, Albert/Stauber, Barbara (Hg.): Transdisziplinäre Jugendforschung. Grundlagen und Forschungskonzepte. VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. S. 91-115.
- Lenz, Ilse (2010): Intersektionalität: Zum Wechselverhältnis von Geschlecht und Sozialer Ungleichheit. In: Becker, Ruth/Kortendiek, Beate (Hg.): Handbuch Frauen- und Geschlechterforschung. Theorie, Methode, Empirie, 3. Erweiterte Aufl. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien GmbH. S. 158-165.
- Lutz, Helma/Wenning, Norbert (2001): Differenzen zwischen Differenz – Einführung in die Debatten. In: Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich. S. 11-24.
- Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (2010): Fokus Intersektionalität – Eine Einführung. In: Dies. (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien GmbH. S. 9-32.
- Matsuda, Mari (1991): *Beside My Sister, Facing the Enemy. Legal Theory out of Coalition.* Stanford Law Review. 43:6. S. 1183-1192.
- Maurer, Susanne (2001): Das Soziale und die Differenz. Zur (De-)Thematisierung von Differenz in der Sozialpädagogik. In: Lutz, Helma/Wenning, Norbert (Hg.): Unterschiedlich verschieden. Differenz in der Erziehungswissenschaft. Opladen: Leske + Budrich. S. 125-142.
- McCall, Leslie (2005): The Complexity of Intersectionality. In: Signs: Journal of Woman in Culture and Society 30(3).
- Mecheril, Paul (2003): *Prekäre Verhältnisse: Über natio-ethno-kultur (Mehrfach-) Zugehörigkeit.* Münster: Waxmann.

- Mecheril, Paul/Melter, Claus (2010): Differenz und Soziale Arbeit. Historische Schlaglichter und systematische Zusammenhänge. In: Kessl, Fabian/Plösser, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. S. 117-134.
- Plösser, Melanie (2005): Dekonstruktion – Feminismus – Pädagogik. Vermittlungsansätze zwischen Theorie und Praxis. Königstein: Ulrike Helmer.
- Plösser, Melanie (2010): Differenz performativ gedacht. Dekonstruktive Perspektiven auf und für den Umgang mit Differenzen. In: Kessl, Fabian/Plösser, Melanie (Hg.): Differenzierung, Normalisierung, Andersheit. Soziale Arbeit als Arbeit mit den Anderen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. S. 218-233.
- Pühl, Katharina [u.a.] (2004): Under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis – zur Einführung. In: Helduser, Urte [u.a.] (Hg.): under construction? Konstruktivistische Perspektiven in feministischer Theorie und Forschungspraxis. Frankfurt/Main: Campus Verlag. S. 11-30.
- Riegel, Christine (2010): Intersektionalität als transdisziplinäres Projekt. Methodologische Perspektiven. In: Riegel, Christine/Scherr, Albert/Stauber, Barbara (Hg.): Transdisziplinäre Jugendforschung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien Wiesbaden GmbH. S. 65-89.
- Riegel, Christine (2012): Intersektionalität und Jugendforschung. URL: www.portal-intersektionalität.de [Zugriffsdatum: 20.03.2019].
- Riegel, Christine (2012a): Intersektionalität in der Sozialen Arbeit. In: Bütow, Birgit/Munsch, Chantal (Hg.): Soziale Arbeit und Geschlecht. Herausforderungen jenseits von Universalisierung und Essentialisierung. Münster: Verlag Westfälisches Dampfboot. S. 40-60.
- Riegel, Christine (2014): Diversity-Kompetenz? – Intersektionale Perspektiven der Reflexion, Kritik und Veränderung In: Faas et al. (Hg.): Kompetenz, Performanz, soziale Teilhabe, Forschung und Entwicklung in der Erziehungswissenschaft. Wiesbaden: Springer Fachmedien.
- Riegel, Christine (2016): Bildung – Intersektionalität – Othering. Pädagogisches Handeln in widersprüchlichen Verhältnissen. Bielefeld: Transcript Verlag.
- Schwinn, Thomas (2007a): Soziale Ungleichheit. Bielefeld: Transcript Verlag.

- Schwinn, Thomas (2007b): Komplexe Ungleichheitsverhältnisse: Klasse, Ethnie und Geschlecht, in: Klinger, Cornelia/Knapp, Gudrun- Axeli/Saurer, Birgit (Hg.): Achsen der Ungleichheit. Zum Verhältnis von Klasse, Geschlecht und Ethnizität. Frankfurt/Main: Campus Verlag. S. 271-286.
- Stuve, Olaf [u.a.] (2011): Handbuch Intersektionale Gewaltprävention. Leitlinien zur Umsetzung einer intersektionalen Gewaltprävention. Grundtvig Multilateral Projects 2010 – 2011 (IGIV). Berlin.
- Villa, Paula-Irene (2003): Judith Butler. Frankfurt/New York: Campus Verlag.
- Villa, Paula-Irene (2008): Post-Ismen: Geschlecht in der Postmoderne und (De-)Konstruktion, In: Wilz, Sylvia Marlene (Hg.): Geschlechterdifferenzen – Geschlechterdifferenzierungen. Ein Überblick über gesellschaftliche Entwicklungen und theoretische Positionierungen. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | GWV Fachverlage GmbH. S. 199-229.
- Wacquant, Loic J.D. (2001): Für eine Analyse rassistischer Herrschaft. In: Weiss, Anja [u.a.] (Hg.): Klasse und Klassifikation. Die symbolische Dimension sozialer Ungleichheit. Wiesbaden: Westdeutscher Verlag GmbH. S. 61-78.
- Walgenbach, Katharina (2010): Postscriptum: Intersektionalität – Offenheit, interne Kontroversen und Komplexität als Ressourcen eines gemeinsamen Orientierungsrahmens. In: Lutz, Helma/Herrera Vivar, Maria Teresa/Supik, Linda (Hg.): Fokus Intersektionalität. Bewegungen und Verortungen eines vielschichtigen Konzepts. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien GmbH. S. 245-256.
- Walgenbach, Katharina (2011): Intersektionalität als Analyseparadigma kultureller und sozialer Ungleichheiten. In: Bilstein, Johannes/Ecarius, Jutta/Keiner, Edwin (Hg.): Kulturelle Differenzen und Globalisierung. Herausforderungen für Erziehung und Bildung. Wiesbaden: VS Verlag für Sozialwissenschaften | Springer Fachmedien GmbH. S. 113-130.
- Walgenbach, Katharina (2012): Intersektionalität – eine Einführung. URL: www.portal-intersektionalität.de [Zugriffsdatum: 14.04.2019].
- Weinbach, Heike (2006): Social Justice statt Kultur und Kälte. Alternativen zur Diskriminierungspolitik in der Bundesrepublik Deutschland. Berlin: Karl Dietz Verlag.
- Weiss, Anja (2013): Rassismus wider Willen. Ein anderer Blick auf eine Struktur sozialer Ungleichheit. 2. Aufl. Wiesbaden: Springer Fachmedien.

Wetterer, Angelika (1995): Das Geschlecht (bei) der Arbeit. Zur Logik der Vergeschlechtlichung von Berufsarbeit. In: Pasero, Ursula/Braun, Friederike (Hg.): Konstruktion von Geschlecht. Pfaffenweiler: Centaurus. S. 199-223.

Winker, Gabriele/Degele, Nina (2009): Intersektionalität. Zur Analyse sozialer Ungleichheiten. Bielefeld: Transcript Verlag.